

Zeitschrift: ZS : Zürcher Studierendenzzeitung
Herausgeber: Medienverein ZS
Band: 93 (2014)
Heft: 5

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

11.166; Nr. 5 (2014)

ZS

Zürcher Studierendenzeitung

24.10.2014

#5/14

AZB
8001 Zürich



Margrit Meyer Kälin
Zentralbibliothek Zürich
Tausch- und Geschenkstelle
Zähringerplatz 6
8001 Zürich

0008257 /

Schluck das!

Wer mit Medizin
Millionen macht



Pragmatisch
Neues VSUZH-
Präsidium

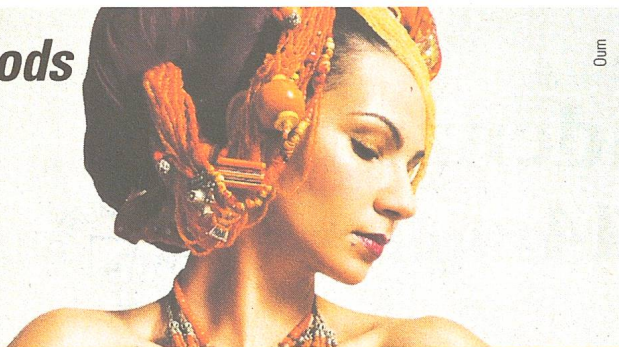
Diplomatisch
Studierende
spielen UNO

Problematisch
Tierversuche
an der Uni

11

moods

Dum



HIGHLIGHTS IM MOODS

AZIZ SAHMAOUI & THE UNIVERSITY OF GNAWA (MA) – Sa 1.11.
TIN MEN AND THE TELEPHONE (NL) jazz – Fr 7.11.
BABA ROGA (CH) BALKANKARAVAN PARTY & KONZERT – Sa 8.11.
MARCUS BONFANTI (UK) blues, rock'n'roll – Di 11.11.
TIGRAN HAMASYAN TRIO (AM) jazz, armenian – Do 13.11.
YASMINE HAMDAN, KAREYCE FOTSO, OUM, CÉU TRANSMUNDIAL WORLDMUSIC FESTIVAL – Fr 14./Sa 15.11.
KRAKAUER'S ANCESTRAL GROOVE (US) – Mi 19.11.
PORTICO (UK) FORMERLY PORTICO QUARTET, electro, jazz, pop – Di 25.11.
WILLIAM WHITE (CH/BB) reggae, soul, groove – Fr 28.11.
KING PEPE & LE REX (CH) CD-TAUFE, swing, Mundart, jazz – Fr 12.12.

Infos/Tickets:
www.moods.ch

Unterstützt von



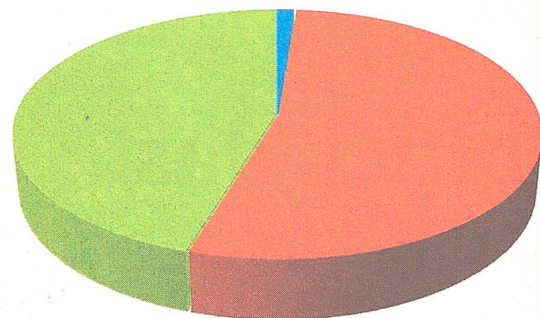
Partnerin



FAIRTEILUNG!?

WOHLSTAND IN DER SCHWEIZ GEWINNER UND VERLIERER

■ VERMÖGEN DER ÄRMSTEN 50%
IM KANTON ZÜRICH



■ VERMÖGEN MITTELSTAND
IM KANTON ZÜRICH

■ VERMÖGEN DER REICHSTEN 3%
IM KANTON ZÜRICH

DISKUSSIONSVERANSTALTUNG MIT HANS KISSLING UND DANIEL LAMPART

DO. 06.11.2014 | 19:30 UHR | ZÜRICH | VOLKSHAUS

Gewerkschaftsbund des Kantons Zürich
Stauffacherstrasse 60 | Postfach | 8026 Zürich
www.gbzk.ch



SAMSTAG **08.11.14** 21.00 UHR
PROTOJE & INDIGNATION

SONNTAG **09.11.14** 20.00 UHR
MERCHANDISE

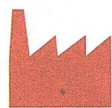
FREITAG **14.11.14** 21.00 UHR
SAGE FRANCIS / SOLE

DONNERSTAG **27.11.14** 20.30 UHR
COURTNEY BARNETT

SONNTAG **30.11.14** 20.00 UHR
PARQUET COURTS

MONTAG **01.12.14** 20.00 UHR
MAC DEMARCO

ROTE FABRIK



ROTE FABRIK • SEESTR. 395 • 8038 ZÜRICH • WWW.ROTEFABRIK.CH/MUSIKBUERO
FACEBOOK: ROTE FABRIK MUSIKBÜRO • VORVERKAUF: STARTICKET

n|w

Fachhochschule Nordwestschweiz
Hochschule für Soziale Arbeit



Master of Arts in Sozialer Arbeit mit Schwerpunkt Soziale Innovation Ihr Berufsziel?

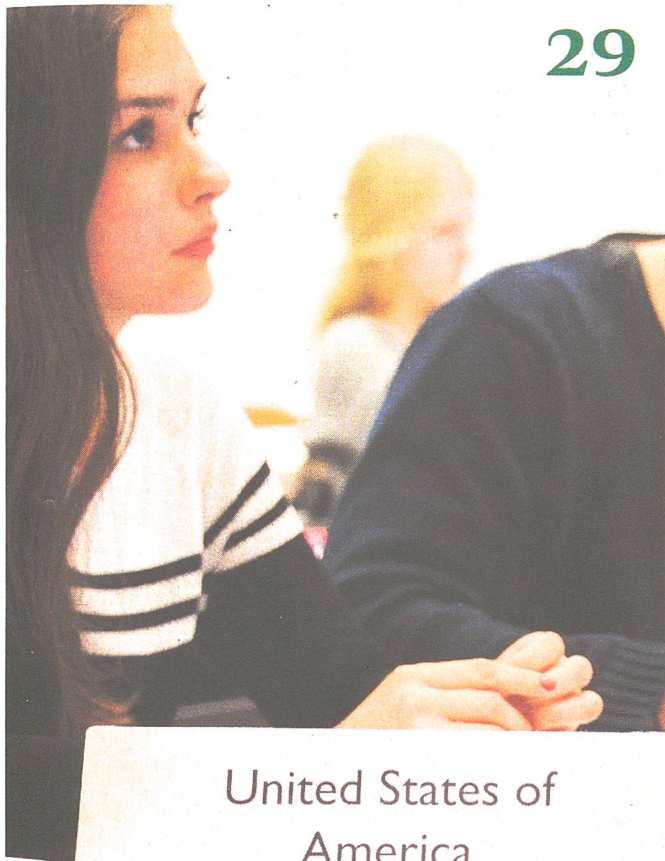
Sehen Sie sich künftig in der forschungsbasierten Entwicklung und praktischen Umsetzung von innovativen Methoden, Verfahren und Programmen in der Sozialen Arbeit und der Sozialpolitik?

Unser Studium

Die Hochschule für Soziale Arbeit FHNW bietet Ihnen zur Aneignung der dafür notwendigen Kompetenzen ein konsekutives Master-Studium in Olten an.

Hochschule für Soziale Arbeit FHNW
masterstudium.sozialarbeit@fhnw.ch
www.masterstudium-sozialarbeit.ch





United States of
America



MUN Model United Nations
Team University of Zurich

8 A Message from Michael
Rektor Hengartner antwortet auf
unseren offenen Brief.

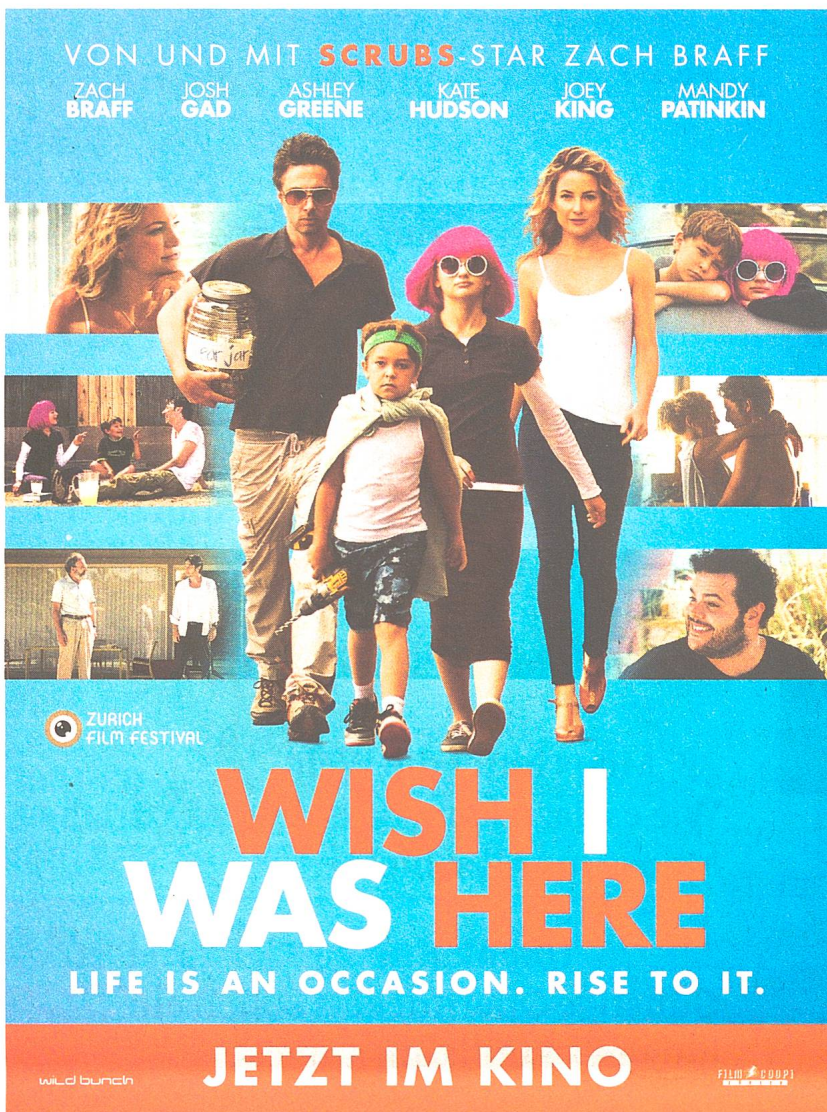
11 Bibliothek statt Brauerei
Ein Blick zurück in die Zeit, als im
Uniquartier noch Bier gebraut wurde.

14—21 Krankes System
Warum die Uni Geld verdient,
wenn wir Medikamente kaufen.

22 Moos rettet die Welt
Wie es dazu kam, dass die Uni Zürich
Moose ins All schickte.

24—25 Hochkultur zu Tiefstpreisen
Günstige Operntickets sollen ein
jüngeres Publikum anlocken.

5 Impressum 5 Editorial
6–7 Interview VSUZH 9 Historisches
Seminar 10 Tierversuche 10 Kurznews
12 Unitär 12 VSUZH-Kolumne
13 Senf 25 Duell 26 Theisoehns Tipp
26–27 Kulturspalten 28 Digital
studieren 29 MUN 30 RosaRot



Auftrags-Killerin bzw. Korrektorin ;-)

befreit deine/Ihre Arbeiten von Rechtschreib-, Grammatik- und Formulierungsfehlern.



Preis nach Absprache.
 korrektorin@gmx.ch, 079 822 63 13
 www.auftragskillerin.ch
 (Studentin an der Uni Zürich,
 Lektorin der ZS)

Masterstudium in Luzern

Attraktive Studiengänge, persönliche Atmosphäre

Infoabend: Mittwoch, 29. Oktober 2014

Theologie, Kultur- und Sozialwissenschaften, Rechtswissenschaft

Masterwoche: 27. – 31. Oktober 2014

Kultur- und Sozialwissenschaften: Vorlesungen, Informationen und Beratung



JETZT
anmelden!

www.unilu.ch/master

Zürcher Studierendenzzeitung
92. Jahrgang
Ausgabe # 5 / 14
www.zs-online.ch

Verlag
Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Geschäftsleitung
Andrea Fröhlich
andrea.froehlich@medienverein.ch

Inserate
Zürichsee Werbe AG
Seestrasse 86 – Postfach, 8712 Stäfa
044 928 56 03
cornelia.koroma@zs-werbeag.ch
Inserateschluss # 6/14: 17.11.2014

Druck
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
32'500 (WEMF 2013), 35'000 (Druckauflage)
Die ZS – Zürcher Studierendenzzeitung
erscheint 6-mal jährlich und wird an alle
Studierenden der Universität Zürich sowie an
einen grossen Teil der ETH-Studis verschickt.
Nachdruck von Texten und Bildern ist nur
nach Absprache mit der Redaktion möglich.
Die ZS wird von Studierenden produziert,
sie ist von der Uni unabhängig und finanziert
sich ausschliesslich durch Inserate.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss # 6/14: 16.11.2014

Redaktion
Nina Kunz [nik], Michael Kuratli,
Johannes Luther [jol], Andreas Rizzi,
Larissa Rhyn [lar], Melanie Sauter,
Florian Schoop, Hanna Stoll
E-Mail-Adressen der Redaktionsmitglieder:
vorname.nachname@medienverein.ch

Layout
Melanie Jost, Laura Vuille

Mitarbeit
Aglaiia Brändli, Laura Ermert, Deya Frey,
Nina Fritz, Michael Hengartner,
Juliana Maric [jum], Caroline Meier [cam],
Simeon Milkovski

Bilder und Illustrationen
Tamara Aepli, Benjamin Erdmann,
Nina Fritz, Nora Gsell, Ana Hofmann,
Sina Jenny, Joséphine Marfurt,
Hanna Raschle, Maya Wipf

Lektorat
Sandra Ujpétery (www.auftragskillerin.ch)

Produktionssong # 5/14
Depeche Mode – Enjoy the Silence

Diskurs — Ich nerve mich über dieses Editorial. Denn ich bin der «Weltwoche» auf den Leim gegangen. Wer sich über deren Artikel aufregt, darüber spricht und sich im schlimmsten Fall öffentlich dazu äussert, trägt dazu bei, dass die «Weltwoche» ein Erfolgsmodell bleibt. Daher bin ich im Clinch mit mir selbst.

So kam es dazu: Die «Weltwoche» warf dem Geschichtsprofessor Philipp Sarasin vor, er habe seiner Lebensgefährtin, Professorin Svenja Goltermann, zu einem Lehrstuhl an seinem Institut verholfen. Nun beteuert Sarasin gegenüber den Medien, ihre Beziehung habe erst später angefangen. Niemand kann beurteilen, welche Version stimmt. Aber es ist sicher nicht richtig, dass eine profilierte Professorin zur Geliebten eines mächtigen Mannes herabgestuft wird. Wären die Geschlechter in dieser Geschichte vertauscht, so hätte es bestimmt geheissen, Sarasin sei halt karrieregeil und darum sei ihm kein Mittel zuwider, um seine Ziele zu erreichen. Aber Goltermann wird als Frau in die Passivität gedrängt. Denn anscheinend schlafen sich Frauen hoch, während Männer für ihren Erfolg kämpfen. Frauen haben einen Körper, Männer einen Kopf.

Der Clinch: Gegen Sexismus muss angeschrieben werden, über solche Artikel aber geschwiegen, damit sie so schnell wie möglich wieder vergessen werden – was tun? Als erste Massnahme: In dieser ZS gibt es keinen Text zu den Vorwürfen. Aber dafür auch keine sexistischen Beiträge.

Nina Kunz, Redaktionsleiterin





Der Druck ist gross, das Lächeln auch.

Die Neuen

Nach einem Exodus im Vorstand präsidieren nun zwei neue Studierende den VSUZH. Das erste Interview.

Melanie Sauter (Interview) und Maya Wipf (Bild)

Braucht es den VSUZH überhaupt?

Flavio: Ja. Damit die Studierenden eine Interessenvertretung in der Bildungspolitik haben.

Dina: Wir wollen im Namen der Studierenden mitreden.

Die VSUZH-Mitgliedschaft kostet Geld. Weshalb sollen sich Studierende das leisten?

Flavio: Weil wir gemeinsam stärker sind.

Aber konkret: Weshalb lohnt sich eine Mitgliedschaft?

Flavio: Wir betreiben Bildungspolitik und bieten Dienstleistungen. Beispielsweise setzen wir uns für ein faires Stipendienwesen ein, das keine kantonalen Unterschiede kennt, oder organisieren Feste wie die Lichthofparty von letzten Monat.

Für Aussenstehende schien es, als ob der VSUZH in den letzten Wochen wenig politisiert und sich stattdessen interne Kämpfe geliefert hätte. Wird das Geld der Studierenden für Scharmützel missbraucht?

Flavio: Für die Scharmützel wird kein Geld gebraucht, die gibt es gratis dazu.

Warum wollt ihr diesen Job überhaupt übernehmen?

Flavio: Beim VSUZH kann man unglaublich viel lernen. Es ist eine einzigartige Gelegenheit, als Student einen Verband mit 11'000 Mitgliedern zu leiten.

Julian Renninger, Ex-Co-Präsident, sagte in einem Interview gegenüber der ZS, das Geschacher um Macht und Ämter habe ihn schockiert. Euch auch?

Flavio: Julian bezog sich auf die Situation nach den ersten VSUZH-Wahlen 2013. Der neue Vorstand ist selbstbewusst. Das hat eine beruhigende Wirkung nach innen.

Habt ihr keine Angst, dass nach den Wahlen im Frühling die internen Spannungen wieder losgehen?

Beide: Doch.

Dina: Wir werden versuchen, das zu verhindern.

Wie?

Flavio: Wir wollen die Fraktionsleitungen besser auf unerwartete Situationen vorbereiten. Bei den letzten Wahlen haben die Linken überraschend verloren. Viele Ämter mussten an Bürgerliche abgegeben werden. Das hat alle Beteiligten überrumpelt.

Jetzt zu euch: Mit welchen Nebenjobs habt ihr euch bereits durchgeschlagen?

Dina: Ich betreue ein autistisches Kind.

Flavio: Ich hatte schon Jobs an der Uni, verteilte aber auch schon Gratis-Zeitungen und habe am Flughafen gearbeitet.

Wie seid ihr zur Unipolitik gekommen?

Flavio: Ich habe mich über den Bologna-Prozess geärgert. An manchen Orten der Uni fing es an, nach Autoritarismus zu riechen. Das fand ich inakzeptabel. Ich entschied mich, diese Uni nicht zu verlassen, ohne mich dagegen gewehrt zu haben.

Dina: Bei mir war es ein spontaner Entscheid. Vertreter des StuRa haben in unserer Vorlesung Werbung gemacht.

Dient euch das Amt als Sprungbrett und Kontaktbörse für die Zukunft?

Flavio: Die früheren Co-Präsidenten sind skeptisch, ob es ein Sprungbrett ist. Daher glaube ich das inzwischen auch nicht mehr. Aber für einen Einstieg in die Kantonspolitik ist das Amt bestimmt ein guter erster Schritt.

Wollt ihr das?

Dina: Nein.

Flavio: Ich schliesse es nicht aus.

Was habt ihr bei den letzten Abstimmungen in die Urne geworfen?

Flavio: Kann ich mich auf das Wahlgeheimnis berufen?

Dina: Ich bitte auch.

Welche Kurse besucht ihr im ASVZ?

Dina: Ich gehe ins Super-Kondi und in den Krafraum.

Flavio: Die Yoga-Kurse.

Welche Mensa an der Uni mögt ihr am liebsten?

Dina: Die Irchel-Mensa.

Flavio: An der Uni? Das wird schwierig.

Euer Lieblingsausdruck auf Lateinisch?

Flavio: VSUZH, quo vadis?

Dina: Ich habe keinen.

Apropos quo vadis: Was läuft falsch an der Uni?

Dina: Es gibt zu wenig studentische Mitsprache.

Flavio: Der Bologna-Prozess. Er richtet einen grossen Schaden an, vor allem in den Geistes- und Sozialwissenschaften.

Warum genau dort?

Flavio: Wahrscheinlich weil diese Wissenschaftszweige nicht so genaue und endgültige Antworten geben wie die Naturwissenschaften. Dafür wird das kritische Denken mehr gefördert.

In anderen Studiengängen wird kein kritisches Denken vermittelt?

Flavio: Ich meine kritisches Denken in Bezug auf die Gesellschaft. Bologna torpediert die Kreativität, die es für die Geistes- und Sozialwissenschaften braucht.

Was ist gut an Bologna?

Dina: Der internationale Austausch, der hätte ermöglicht werden sollen. Aber das

wird leider nicht überall umgesetzt.

Flavio: Für mich ist Mobilität nicht an sich ein Wert. Auch ohne Austausch kann man ein exzellenter Wissenschaftler oder eine exzellente Wissenschaftlerin werden.

Was haltet ihr vom Rektor?

Flavio: Er ist sympathisch, aber wir hatten bisher zu wenig mit ihm zu tun, um ihn wirklich einschätzen zu können.

Dina: Es ist ihm hoch anzurechnen, dass er sich für uns interessiert und bereits das dritte Mal an eine Ratssitzung kam.

Und seine angekündigte Unileitungsreform?

Flavio: Wir wollen festhalten, dass der VSUZH noch keine offizielle Position dazu hat. Das Wichtigste ist, dass die studentische Mitsprache nicht verloren geht. An anderen Unis sind die Studierenden sogar an der Leitung beteiligt. Prorektor Schwarzenegger behauptet aber, die Studierenden wären damit überfordert.

Wie steht ihr zu Drittmitteln?

Dina: Ein heikles Thema, da es kein klares Dafür oder Dagegen gibt.

Flavio: Ich bin für vollumfängliche Transparenz der Drittmittelfinanzierung.

Flavio, die filo steht für pragmatische und praktische Politik. Pragmatische Politik, geht das überhaupt?

Flavio: Ja. Bei mir sind die Inhalte aber immer im Hintergrund präsent.

Dina, was ist deine inhaltliche Linie?

Dina: Ich habe keine klare Richtung, da ich zu vielen Themen eine Meinung habe – manchmal links, meistens liberal. ◊

Dina Rindlisbacher

Studiert: Psychologie/Biologie

Alter: 23 Jahre

Mit 100'000.– würde ich: meine Weiterbildung nach dem Studium finanzieren.

So prokrastiniere ich: mit Serien

Ich bin: eine Macherin.

Flavio Meyer

Studiert: Ethnologie/Japanologie

Alter: 32 Jahre

Mit CHF 100'000.– würde ich: ein ganzes Studium finanzieren.

So prokrastiniere ich: Wikipedia lesen

Ich bin: für die Freiheit.

Von: rektor@rektorat.uzh.ch
An: redaktion@medienverein.ch
25. September 2014 22:42

Sehr geehrtes ZS-Redaktionsteam

Es freut mich, dass Sie sich für die Reform der Universitätsleitung interessieren. Wie Sie wissen, verändern sich die Anforderungen an eine Hochschule ständig, sowohl in Forschung und Lehre als auch in den Verwaltungsbereichen. Ich nenne Ihnen hier als Beispiele die Themenbereiche Interdisziplinäre Forschung, Universitäre Medizin, Bologna 2.0, MOOCs, Datensicherheit, Datenschutz, Infrastrukturentwicklung, etc. Damit die UZH diese und kommende Herausforderungen besser meistern kann, möchten wir die Universitätsleitung personell breiter abstützen.

Mit dem Einbezug der Dekaninnen und Dekane in die Universitätsleitung sollen die Fakultäten gestärkt und in die Entscheidungsprozesse einbezogen werden. Dass die Dekaninnen und Dekane künftig die Anliegen ihrer Fakultät mit einem Blick aufs Ganze in der Universitätsleitung einbringen können, ist Ziel dieser Reform. Einzelinteressen werden sich aber nur dann durchsetzen, wenn sie mehrheitsfähig sind, womit sie per definitionem keine Partikularinteressen mehr sind. Wenn sich heute die UL-Mitglieder zu einem Thema nicht einig sind, wird abgestimmt und der Mehrheitsentscheid gilt. Dies wird auch nach der Reform so gehandhabt werden. Ich gehe davon aus, dass auch im Redaktionsteam der ZS nach diesem Prinzip gearbeitet wird.

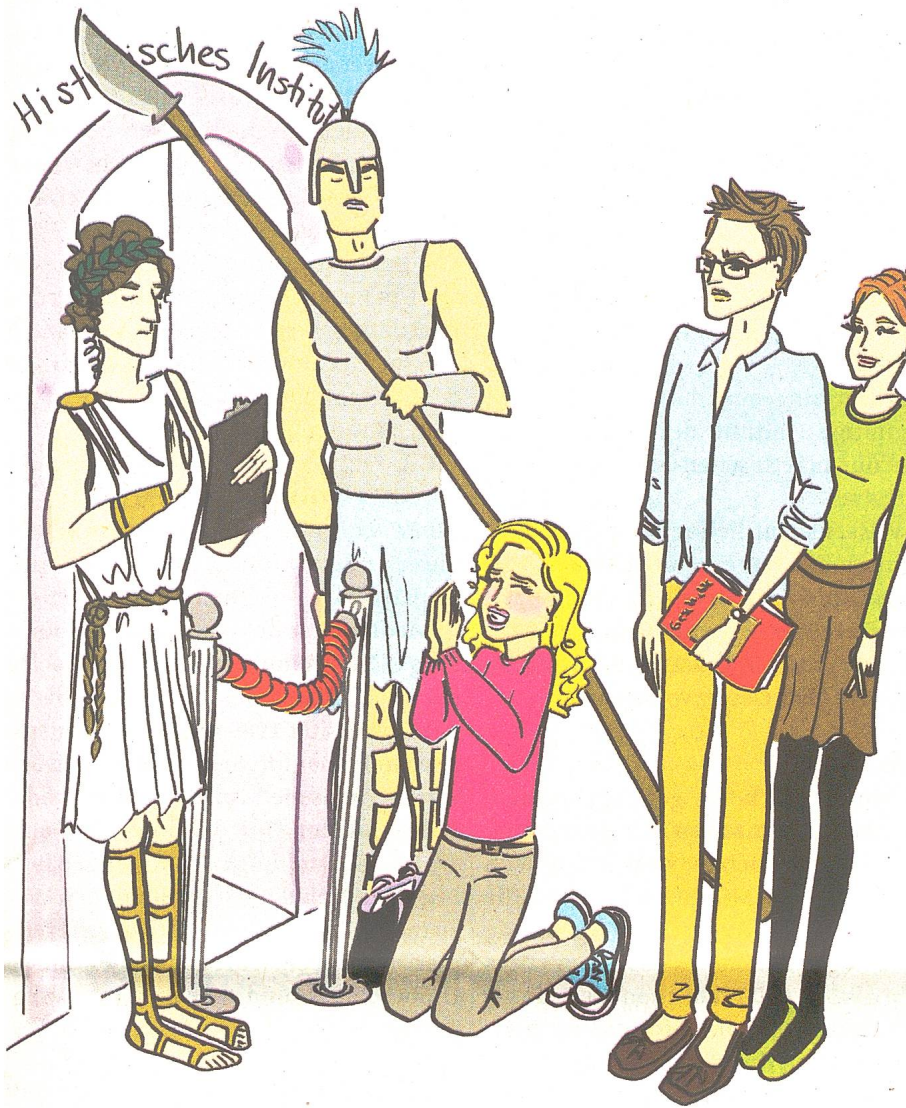
Bei der Wahl der Prorektorinnen und Prorektoren ist der Rektor/die Rektorin Mitglied der Findungskommissionen. Wenn also neu auch die Dekaninnen und Dekane Mitglieder der Universitätsleitung sein sollen, ist es nur konsequent, wenn auch hier ein Mitspracherecht des Rektors/der Rektorin vorgesehen ist. In der Praxis kann sicher davon ausgegangen werden, dass der Rektor/die Rektorin sein/ihr Veto-Recht kaum einzusetzen braucht. Trotzdem ist es wichtig, dass die Möglichkeit des Vetos besteht: Auf diese Weise wird sichergestellt, dass die Universitätsleitung stets ein funktions- und mehrheitsfähiges Gremium bleibt.

Ihre Befürchtungen bezüglich EUL und studentischem Mitspracherecht sind unbegründet: Die Aufgaben und Kompetenzen der UL und der EUL werden durch die vorgeschlagenen Änderungen in der UL nicht angetastet. Die EUL wird also auch in Zukunft die gleichen Funktionen wahrnehmen wie heute. Das studentische Mitspracherecht in diesem höchsten akademischen Gremium bleibt unangetastet.

Ob eine Universitätsleitung mit zwölf Mitgliedern unbeweglicher sein würde als eine mit fünf Mitgliedern, ist meines Erachtens nicht die Hauptfrage. Wichtiger ist, ob sie bessere Entscheide trifft. Die Diskussionen bei schwierigen Themen mögen in der Tat vielleicht etwas länger dauern. Aber ist es nicht von Vorteil, ein schwieriges Thema von zwölf anstatt fünf intelligenten Fachleuten beurteilen zu lassen? Nach meiner Auffassung kann dies nur ein Vorteil sein. Mit dem Einbezug der Dekaninnen und Dekane in die Entscheidungsprozesse erhöhen wir die Qualität und insbesondere die Akzeptanz der Entscheide in den Fakultäten.

Ein afrikanisches Sprichwort besagt: «Wenn du schnell gehen willst, geh alleine. Wenn du weit gehen willst, geh mit anderen.» Ich möchte, gemeinsam mit den Fakultäten, den Ständen und damit auch den Studierenden, die UZH weit bringen.

Mit freundlichen Grüßen
Michael O. Hengartner
Rektor UZH



Trotz Betteln kommen Studierende nicht mehr in Seminare rein.

Exklusive Gästeliste

Am Historischen Seminar darf niemand mehr manuell eingebucht werden.

Nina Fritz, Larissa Rhyn (Text) und Joséphine Marfurt (Bild)

Das Historische Seminar (HS) der Universität Zürich hat dieses Semester die Macht endgültig an seinen Türsteher abgegeben: das Modulbuchungssystem. Wer nicht auf der Liste steht, kommt nicht ins Seminar. Dozierende dürfen niemanden mehr durch die Hintertür einschleusen.

Ein Seminar hat 30 Plätze, diese Zahl darf jetzt nicht mehr überschritten werden. Bisher entschieden die Dozierenden über Ausnahmen und konnten einzelne Studierende nachträglich einbuchen lassen. Nun dürfen keine zusätzlichen Teilnehmer mehr aufgenommen werden. Die Begründung des HS: Sonst könne keine gute Betreuung gewährleistet werden. Die Regel, dass 30 Plätze nicht überschritten werden dürfen, gab es schon länger.

Doch die Profs erlaubten sich immer mal wieder Ausnahmen. Mit der Trennung von Bachelor- und Masterseminaren sei die strikte Durchsetzung der Regel notwendig, um Bachelorseminare nicht überborden zu lassen, erklärt Seminarvorbereiter Sebastian Scholz. Die Konsequenz: Jetzt müssen einige Studierende in einem Seminar sitzen, das sie nicht interessiert.

Bevormundung

Tove Soiland, Lehrbeauftragte am HS, kritisiert die strengere Regulierung. «Ein Professor oder eine Professorin muss selber einschätzen können, wie er oder sie das Seminar gestalten will, sodass es produktiv bleibt.» Soiland erinnert sich an ihre Studienzeit in Zürich, als sie bei Rudolf Braun Seminare besuchte, in welchen 80 Teilnehmer sass: «Ich fand die Betreuung immer ausreichend.» Lange war es am HS so, dass diejenigen Dozierenden, welche bei den Studierenden beliebt sind, bis zu 40 Besucher hatten – andere knapp zehn.

Die Beschränkung der Teilnehmerzahl sei jedoch demokratisch entschieden worden, erklärt Scholz. In der Seminarkonferenz sind die Stände sowie alle Professorinnen und Professoren vertreten. Aber Studierende berichten, dass auch einzelne von ihnen in Veranstaltungen klar durchblicken liessen, dass sie nichts von der neuen Regelung halten. Einige bedauerten, dass sie interessierte Studierende nicht in ihr Seminar aufnehmen können.

Keine Bevorzugung

Ein weiterer Grund für die neue Policy sei die Fairness, erklärt Scholz. «Die Gleichbehandlung aller Studierenden liegt uns am Herzen.» Es dürfe nicht sein, dass Studierende bevorzugt werden, wenn sie ein gutes Verhältnis zum Dozierenden haben. Ob dies tatsächlich jemals ein Problem war, lässt Scholz offen.

Dieses Semester musste das HS aber bereits Ausnahmen erlauben. Mindestens 15 Studierende wurden nachträglich in Seminare eingebucht, bestätigt Scholz. Dies vor allem, weil in der Alten Geschichte auf Bachelorstufe nicht genügend Lehrveranstaltungen angeboten wurden. Im nächsten Semester will das HS mehr Module anbieten, damit die Hintertür definitiv geschlossen bleibt. ◊

Affen mit Elektroden im Hirn

Vor fünf Jahren wurden Tierversuche mit Primaten an der Uni eingestellt. Nun sollen sie wieder eingeführt werden.

Aglaiä Brändli

Im September reichten Forschende des Instituts für Neuroinformatik der Universität und der ETH Zürich beim kantonalen Veterinäramt ein Gesuch ein, um Versuche mit Rhesusaffen wieder durchführen zu können.

Bei den geplanten Versuchen sollen Hirnfunktionen untersucht werden, die insbesondere bei psychischen Erkrankungen wie Schizophrenie beeinträchtigt sind. Man verspricht sich davon Erkenntnisse für die künftige Behandlung dieser Krankheiten. «Zentral am geplanten Versuchsaufbau ist die Freiwilligkeit», erklärt Dr. Michaela Thallmair, Tierschutzbeauftragte der Uni. Die Affen werden sorgfältig trainiert, um freiwillig in den sogenannten Primatenstuhl zu steigen. Dort lösen sie Aufgaben am Computer, während Elektroden ihre Hirnströme messen. Diese wurden in einer OP unter Narkose ins Hirn implantiert. Laut Thallmair ist der Eingriff für das Tier nicht mit Schmerzen verbunden.

Zudem würden die Forschenden nur in dringenden Fällen auf Tierversuche zurückgreifen, erklärt Professor Daniel Wyler, Prorektor für Medizin und Naturwissenschaften der Universität Zürich. «Da wir kognitive Fähigkeiten nicht in einer Zellschale nachbilden können, stehen uns keine Alternativen zur Verfügung.»

Ethisches Tabu

Für Benjamin Frei von der Schweizer Liga gegen Vivisektion sind Tierversuche ein ethisches Tabu: «Bezüglich der Empfindungsfähigkeit stehen uns Säugetiere wie Primaten in nichts nach.»

Deshalb sei es unsere Pflicht, Tiere in unserer Ethikverständnis einzubeziehen. «Wir dürfen Tiere nicht als Mittel zum Zweck instrumentalisieren – nur für einen eventuellen Nutzen für den Menschen.» Die Tierschutzbeauftragte Michaela Thall-

mair sagt hingegen, dass eine gute und sorgfältige Haltung der Versuchstiere nicht nur aus ethischen Gesichtspunkten zentral sei.

Wissenschaftlich repräsentative Ergebnisse setzten ein möglichst natürliches Umfeld voraus – und damit auch stressfreie Tiere. «An der Universität Zürich herrschen Standards, die strenger sind, als es das Gesetz vorschreibt.»

Alternativen

Die Mittel, welche ausgegeben werden, um nach Alternativen zur Forschung mit Tieren zu suchen, sind gering: Von den 100 bis 200 Millionen Franken, die jährlich für die allgemeine Forschung zur Verfügung stehen, fliessen nur etwas mehr als 500'000 Franken in die Stiftung «Forschung 3R». Diese forscht nach Ersatzmethoden für Tierversuche.

Das Anliegen hat auch in der Politik Gehör gefunden: Die Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur hat dem Bundesrat 2012 ein Postulat überwiesen. Darin fordert sie die Regierung auf, Optionen für Alternativmethoden auszuarbeiten. Der Bericht des Bundesrats erscheint Anfang 2015. ♦

Keine Wirtschaft in Luzern?

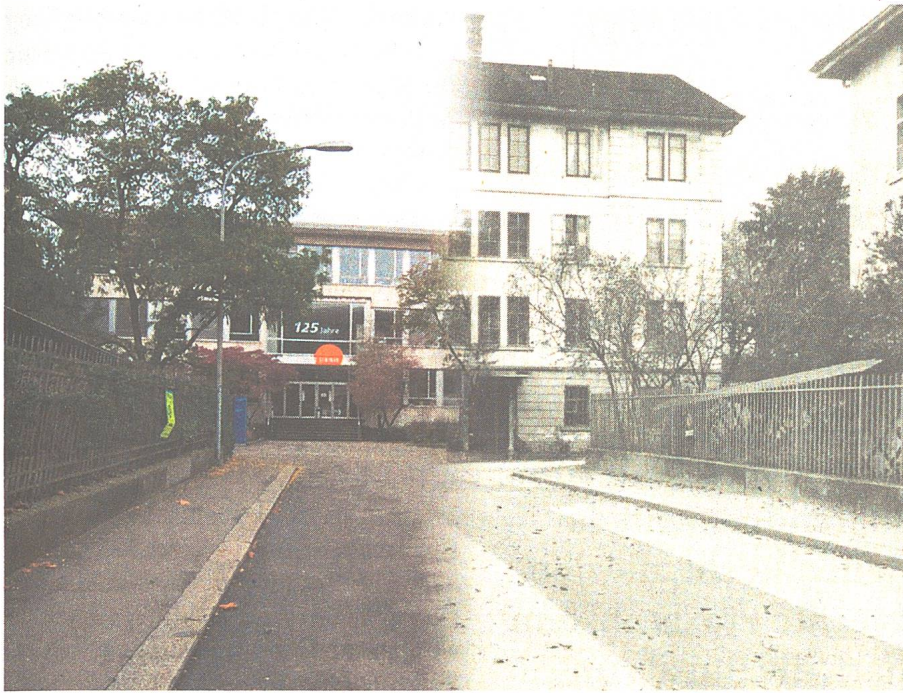
Referendum — Am 30. November stimmt der Kanton Luzern über die Revision seines Universitätsgesetzes ab. Unter anderem wird darüber entschieden, ob die Uni Luzern eine Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät erhalten soll. Dagegen hat die SP das Referendum ergriffen. Sie kritisiert, dass der Aufbau mit vier Millionen Franken Drittmitteln finanziert werden soll. Die Uni Luzern entgegnet, dass dank den Drittmitteln keine Kosten für den Kanton entstünden, und weist Bedenken zurück, dass Firmen Einfluss auf die Lehre nehmen könnten. [lar]

Gender Policy an der UZH

Jubiläum — Nadeschda Suslowa war 1866 die erste Frau, die sich an der Uni Zürich immatrikulieren durfte. Ihr Abschluss in Medizin war der erste Schritt in Richtung Gleichstellung im Studium. Es sollte aber noch über 100 Jahre dauern, bis an der Universität 1989 das erste Senatspapier zur Frauenförderung unterschrieben wurde. Anlässlich von 25 Jahren Gender Policy an der Uni dokumentiert eine Wanderausstellung vom Hauptgebäude über den Irchel nach Oerlikon den Weg zu mehr Gleichstellung. Es werden exemplarische Lebensläufe von Studentinnen, Unibeschlüsse und neue Projektentwürfe gezeigt. [lar]

Deine Dissertation

Infoveranstaltung — Wer mit dem Gedanken spielt, zu doktorieren, der oder dem sei die Informationsveranstaltung «Der nächste Schritt: ein Doktorat?» empfohlen. Die Uni will dort «Informationen und Denkanstösse» anbieten für Masterstudierende aller Fakultäten. Die Veranstaltung vom 6. November richtet sich an Studierende der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen, der Medizinischen und der Vetsuisse-Fakultät. Am 13. November findet die Information dann für Studierende der Philosophischen, Rechtswissenschaftlichen und Theologischen Fakultät statt. Bis am 2. respektive 9. November läuft die Anmeldefrist für die Veranstaltungen. [lar]



Die Schönberggasse im Wandel der Zeit: 2014 und 1957.

Verplantes Uniquartier Uni und Politik planen Grosses. Weichen müssten geschichts- trächtige Gebäude.

Michael Kuratli (Text)
und Benjamin Ermann (Bild)

Jetzt, wo die Blätter fallen, sieht man ihn wieder, den mächtigen Bau an der Schönberggasse 1–7, oberhalb der Tramhaltestelle Kantonsschule. Geht es nach den Hochschulplanern, soll das fast 170-jährige Haus in den nächsten Jahrzehnten einem neuen «Kronbau» weichen. Im Masterplan ist das bestehende Gebäude ein eher untergeordnetes Objekt. Schliesslich ist das Bauvorhaben hier auch nur ein Teil eines grossen Plans, der 40 Prozent mehr Fläche für Forschung und Lehre im Uniquartier schaffen will.

Bier: nur für kurze Zeit

Das Gebäude hat eine lange Geschichte. Als die Stadt Anfang des 19. Jahrhunderts beschloss, die alten Schanzen – die historischen Verteidigungswälle der Stadt – zu schleifen, wurde wertvoller Bauplatz in Zentrumsnähe frei. Weil sich hier auch die Kantonsschule (heutiges RWI) ansiedelte, erlaubte die Stadt auf dem «Schanzenberg» kein Gewerbe, das Lärm oder Gestank verursachte. Deshalb errichtete der Unternehmer Joseph Anton Kern 1847 hier eine Brauerei. Doch Bier wurde an dieser vom Ausblick verwöhnten Lage nur rund zehn Jahre lang produziert. Ab 1854 bestand das ganze dreiteilige Haus nur noch aus Wohnungen. Nach diversen Handwechseln kaufte 1912 schliesslich der Kanton das Gebäude auf. Bald darauf richtete er darin Schulräume für die

wachsende Kantonsschule ein und über die Jahrzehnte entwickelte sich das Gebäude zu einem Schulhaus. 1986 nahm es die Denkmalpflege in ihr Inventar auf. Das bedeutet, dass sie bei einem Umbau oder Abriss klärt, ob das Gebäude schützenswert ist oder nicht.

Der akademischen Krone müsste auch das benachbarte Deutsche Seminar (DS) weichen. Dieses befindet sich nicht im Inventar der Denkmalpflege, was den Planern entgegenkommt. Errichtet wurde es als «Physiologie»-Gebäude. Auch dieses forderte bei seiner Erstellung ein Opfer. An seiner Stelle hatte seit dem Bau der Brauerei die Unternehmervilla des Erbauers gestanden. Doch in den Boomjahren der Uni nach dem Krieg lechzte die Forschung nach moderner Infrastruktur. Bis zum endgültigen Umzug der Naturwissenschaften an den Irchel, rund 20 Jahre später, standen unter anderem mehrere Stockwerke hohe Turbinen für physikalische Experimente im Gebäude – dort, wo heute die Bibliothek der Germanistik untergebracht ist.

Alt-neue Pläne

Betrachtet man nur den Schanzenberg, sind die heutigen Pläne nicht neu. Immer wieder wurden im vergangenen Jahrhundert Grossüberbauungen an der Schönberggasse angedacht. Bei manchen Entwürfen hätten auch das Bodmer-Haus, das heute das Thomas-Mann-Archiv beherbergt, oder das Haus Belmont, in dessen Erdgeschoss sich der Studentenladen befindet, abgerissen werden müssen. Immer wieder standen denkmalgeschützte Häuser den Planern im Weg.

Doch die Uni wächst konstant und die Stadt, der Kanton, die Hochschulen sowie das Universitätsspital scheinen willens, diesmal mit der grossen Kelle anzurühren. Um das Bodmer-Haus und das Belmont machen die Planer in den neuen Entwürfen einen Bogen. Nicht aber um die «nur» inventarisierte ehemalige Brauerei und das gar nicht geschützte Deutsche Seminar.

Will man im bebauten Zentrum etwas bewegen, ist das Dilemma vorprogrammiert. Was ist mehr wert: eine zukunfts-trächtige Infrastruktur im Zentrum oder der nostalgische Blick zurück? Dem «Generationenprojekt» droht der Gegenwind konservativer Kräfte. Erst wenn ein konkretes Projekt vorliegt, wird sich zeigen, ob es auch die Bevölkerung überzeugt. ◇

Das letzte Gericht — Unlängst unter Freunden: Weisswein und Nocino treiben die Gemüter nach einem gediegenen Mahl zu einer angeheizten Diskussion zum Thema «Macht Glutamat krank?». Halbwissen trifft in explosiver Weise auf begründete Annahmen und lässt das Artikulationsvolumen Suva-feindliche Dimensionen annehmen. Der anwesende Lehrer versucht vergeblich, mit eindringlichem «Schschen» die Harmonie wiederherzustellen. Letztlich der Griff der Gastgeberin zum Smartphone und damit zum klärenden Schiedsgericht. Richter Internet gibt jenen Recht, die den Geschmacksverstärker als schlechte Praxis abstem-pelten, und verurteilt jene scharf, die ihn als ungesund verschrien. Wir sind belehrt und gehen wie brave Lämmer wieder zu Unverfänglicherem über.

Der Vorfall zeigt eines deutlich auf, werte Kommilitoninnen und Kommilitonen: Man glaubt einem Gebildeten nicht mehr, ohne dass man mindestens eine dubiose digitale Quelle konsultiert hat. Der Besserwisser wird heute im Schnellverfahren via Wi-Fi gerichtet. Aber trauern wir unserem alten Ego nicht nach – denn das Web wird unser Katalysator für besseres Wissen sein. Vernetzte Computer schreien nach vernetztem Denken! Seien wir die Instanz, welcher der Tor wie auch der Intellektuelle Glauben schenkt! Besetzen wir den Richterstuhl, der da Google und Wikipedia heisst; der Zweifler und Halbwissende zum Schweigen bringt! Lasst die digitale Revolution die unsrige sein!



Michael Kuratli ist fundamentaler Elitarist, glaubt an die nahende Weltrevolution der geistigen Überlegenheit und darf sich bis zu diesem glorreichen Tag hier austoben.

Ecopop — Die Schweizer Bevölkerung entscheidet am 30. November, ob sie die Zuwanderung in die Schweiz auf jährlich 0,2 Prozent der ständigen Wohnbevölkerung begrenzen will. Was hat das mit den Studierenden an der Uni Zürich zu tun?

Die vor ein paar Monaten angenommene Masseneinwanderungsinitiative hat schockartig aufgezeigt, dass sich die Schweiz keinen Gefallen tut, wenn sie die über Jahre aufgebauten, guten Beziehungen zur EU aufs Spiel setzt. Die sofortige Folge für Hochschulen und Studierende war der Ausschluss der Schweiz aus den Programmen Erasmus und Horizon 2020. Die Wirkung auf den Schweizer Hochschulstandort konnte inzwischen, nach aufwändigen Verhandlungen und dem Einsatz von viel Geld, abgeschwächt werden. Ausser Frage steht hingegen: Bei einer Annahme der Ecopop-Initiative werden die Beziehungen zur EU noch einmal deutlich mehr leiden. In der Folge werden die Studierenden und Forschenden auch hier wieder die ersten Bauernopfer sein.

Es kann nicht deutlich genug gesagt werden: Wissenschaft funktioniert international. Ihre Grundprinzipien sind mit isolationistischem Gedankengut unvereinbar. Genauso wie eine Studentin keine Mauer um ihren Geist baut, um sich Wissen nur im Rahmen eines strengen Kontingents anzueignen, sollte die Schweiz auch keine Mauer um ihre Grenzen ziehen, um Menschen zu kontingentieren.

Verband der Studierenden
der Universität Zürich **VSZUH**



Rhyn

Univorträge

Freizeit — Wie wärs, etwas über das «Chemische Laboratorium des Schmelzkäses» zu erfahren? Wenn euch in Zwischenstunden langweilig ist und ihr euch (vermeintlich) unnützes Wissen aneignen wollt, dann schaut in die Veranstaltungsagenda der Uni. Jeden Tag sind da unzählige Vorträge eingetragen, aus deren Titeln ihr nicht schlau werdet. Wem das Vortragsroulette zu riskant ist, der oder die kann auch nach Fachgebiet suchen und langfristig planen. In meiner Agenda ist der 18. November bereits reserviert. Dann spricht Peer Steinbrück in der Aula über die Zukunft der Demokratie.



Luther

Sebastian Haffner

Historiker — Informativ. Spannend. Pointiert. Mit diesen drei Worten lässt sich das Werk des Historikers und Journalisten Sebastian Haffner am besten zusammenfassen. Ob «Winston Churchill», «Geschichte eines Deutschen» oder «Von Bismarck zu Hitler»: Wer wirklich etwas über die Geschichte des 20. Jahrhunderts erfahren möchte, kommt an Haffners Büchern nicht vorbei. Denn dieser kommentierte als Zeitgenosse die grossen Umwälzungen und Einschnitte des letzten Jahrhunderts mit einer beneidenswerten Leichtigkeit.



Kunz

Offline

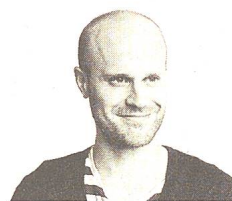
Freizeit — Seit Mai habe ich kein Internet mehr. Denn ich habe es ja überall: im Büro, an der Uni, im Café, da muss ich es nicht auch noch zuhause haben. Die Swisscom war besorgt um mich. Immer wieder riefen mich Angestellte an. Ob ich denn auch ganz sicher sei? Ob ich auswandere? Ob ich zu einem anderen Anbieter wechsle? Meine Erklärung, ich wolle zuhause schlicht kein Internet haben, wollten sie nicht gelten lassen. Dabei ist es so befreiend, den Stecker zu ziehen. Kein Tagi-Online, kein Wilma, kein Tumblr, dafür viel, viel Zeit.



Stoll

Las Vegas

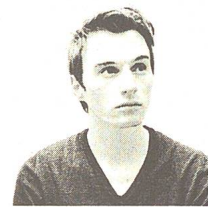
Buch — Ein Architektenpaar und sein Assistent fahren in den 1970er Jahren in einem amerikanischen Auto durch Las Vegas und kommentieren, was sie sehen: die Stadt der Zukunft. Etwa so entstand «Learning from Las Vegas» von Robert Venturi, Denise Scott Brown und Steven Izenour. Um zu dokumentieren, was postmoderne Architektur ist, montierten sie eine Kamera auf ihrer Autohaube und schossen 5'000 Farbdias der legendären Stadt. Neon-Schilder, Reklametafeln, blinkende Casinoeingänge und historische Monumente säumen den berühmten Strip und weisen in eine architektonische Zukunft, in der der Blick «von unten» Ausgangspunkt der Überlegungen sein soll. Ein wunderbares Stück populärer Kultur.



Schoop

«SRF 2 Reflexe»

Radio — Du findest die Billag scheisse und fragst dich, warum du über 400 Franken für den nervigen Salzgeber oder den Weichspüler Röbi Koller abdrücken musst? Konzentrier dich lieber darauf, dass deine 400 Franken auch in gute Sendungen fliessen. Zum Beispiel in «Reflexe»: eine Radiosendung für die tägliche Portion Hintergrund. Sie ist gerade lang genug, um ein Menü zu kochen und beim Essen mit Tiefgang zu brillieren.



Rizzi

«When Albums Ruled the World»

Dokumentation — Was sich dieser Tage dank Retromanie in Musikläden und an Merchandise-Ständen von Konzerten auch neuerer Musikgruppen wiederfindet, hat in den 1960er und 1970er Jahren tatsächlich die (Musik-)Welt beherrscht: Das Album in Schallplattenform machte Sänger zu Millionären und Labels zu globalen Multis. Aus Musik wurde Industrie. Schlecht. Aber es brachte die Musik auch in jedes Jugendzimmer und verhalf der Populärkultur zum Durchbruch. Unterhaltsam und informativ geht diese BBC-Doku dem Phänomen nach.



Kuratli

Louie, oh Louie!

Serie — Er ist primitiv, spricht in der verruchtesten Sprache über die übelsten Abgründe der Menschheit und mir deshalb direkt aus dem Herzen. Louis C.K. ist ein New Yorker Comedian und hat eine halbautobiografische Serie geschaffen, in welcher der geschiedene Vater zweier Töchter sich durch sein bedauernswertes Leben kämpft. Die perfekte Aufmunterung für einen grummeligen Feierabend.



Sauter

Fringes

Dokumentation — Willst du Einblicke ins IS-Hauptquartier in ar-Raqa erhalten, ohne dabei geköpft zu werden? Oder einen ehemaligen Warlord in Liberia treffen? Er wird dir erzählen, wie er unschuldigen Kindern bei lebendigem Leibe das Herz rausriss und es seinen Kindersoldaten verfütterte. Damit sie unsterblich werden. Die tollkühnen Journalisten des Vice Magazine suchen die grenzwertigsten Regionen der Welt auf und halten ihre Abenteuer auf Video fest. Die Berichte sind allerdings nicht als Bettmümpfeli geeignet.

www.vice.com/alps/video

Theme

Friss oder stirb

Kranke kriegen Medikamente, Pharma und Forschung das Geld.
Perfekt ist das System bei Weitem nicht.

Ana Hofmann (Bild)



Pharma steuern — Das Wissen an der Uni ist unser Wissen. Es gehört den Studierenden, den Forschenden, aber auch allen, die mit ihren Steuergeldern universitäre Forschung überhaupt möglich machen. Die Pharmaindustrie soll sich nicht mit unserem Wissen bereichern können – aber faktisch ist dies heute der Fall. Wir werden bestohlen und bezahlen die Pharmaindustrie dafür, denn wir konsumieren ihre Medikamente. Wir haben ja keine Wahl.

Die Politik unternimmt nichts, weil die Pharmedia zu stark ist. Roche kauft sich in die Regierung ein; die Grenzen zwischen Politik und Pharma verlaufen fliessend. So hat Ruth Metzler zu Novartis gewechselt, nachdem sie ihr Bundesratsmandat abgegeben hatte.

Die Ungerechtigkeit geht weiter: Die Pharmaindustrie investiert nur noch gezielt in lukrative Forschungsbereiche. Unrentable Krankheiten werden gar nicht erst erforscht. Pech hat also, wer ein Leiden hat, dessen Heilmittel nicht kommerzialisierbar ist.

Die Konsumierenden werden doppelt abgezockt. Zuerst finanzieren sie die Forschung mit staatlichen Geldern; heraus kommt aber kein öffentliches Gut, sondern privates Wissen, mit dem viel Geld verdient wird. Von diesem sehen wir aber nichts – wir erhalten nur die Krankenkassenrechnung. Genau hier, wo der Markt versagt, sollte der Staat eingreifen. Sinnvoll wäre, eine Forschungssteuer für Unternehmen einzuführen. Das Geld würde dann fair verteilt.

Melanie Sauter

Pharma-Forschung: Wer gewinnt?

An der Uni wird für die Medizin der Zukunft geforscht. Davon profitieren die Kranken am wenigsten.

Nina Kunz, Michael Kuratli (Text) und Tamara Aepli (Bilder)

19'000 Franken für eine Packung Pillen. Mit dieser Zahl schockierte ein US-Konzern unlängst, als er ein neues Hepatitis-C-Medikament präsentierte. Fast unbezahlbare Therapien werden immer normaler. Hohe Preise für Pharmazeutika sind für Schweizer Konsumentinnen und Konsumenten ohnehin Alltag. 2012 gaben wir durchschnittlich 560 Franken pro Kopf für Medis aus. Wie kommen Medikamentenpreise zustande? Was für Forschung steckt dahinter? Und wer profitiert? Die ZS geht auf Spurensuche.

Diese führt an den Anfang jeder Pharmaforschung: ins Labor. Professor Andreas Plückthun ist Biochemiker an der Universität Zürich. In den 1990er Jahren gelang seinem Team, was zuvor für unmöglich gehalten worden war. Sie entwickelten sogenannte «DARPs» – Designed Ankyrin Repeat Proteins. Die Eiweisse an sich können nichts, doch binden sie zuverlässig und hoch-spezifisch an eine gewünschte Zelle, erklärt Plückthun. «Gelingt es uns, dem Protein eine toxische Substanz anzubinden und diese auf kranke Zellen loszulassen, dann können wir ganz präzise Waffen schaffen.» Klingt kompliziert. Doch diese Erfindung hat den Forschenden nicht nur akademische Lorbeeren beschert – sie haben damit auch den finanziellen Jackpot geknackt.

Kühl kalkuliert

Künstliche Proteine, die therapeutisch eingesetzt werden können, locken Pharmafirmen an wie Nektar die Bienen. Aber die Industrie denkt wirtschaftlich und kalkuliert kühl.

«Die Pharmaindustrie hat eine extreme Aversion gegen Risiken», sagt Plückthun. Das sei verständlich, schliesslich stünden immer Arbeitsplätze auf

dem Spiel. Also will die Pharmaindustrie erst dann investieren, wenn Erfolg garantiert ist. Deshalb habe sich die Industrie immer mehr aus der universitären Forschung zurückgezogen, meint Plückthun. In den 1990er Jahren überwiesen die Basler Pharma-Multis

noch Mittel an die Universität Zürich, ohne sie an ein vorgegebenes Projekt zu binden. Vor 15 Jahren stoppten sie die diffusen Investitionen. Dies stellte die Forschenden vor ein Problem: Wer finanziert die Labore? Wer bezahlt die Löhne?

Seit jeher hat der Staat seinen Beitrag geleistet. Plückthun meint gar: «Ohne den Staat gäbe es keine verrückten Ideen. Ohne den Staat könnten wir Forschenden keine Visionen verfolgen.» Das heisst, der Kanton, der Bund, der Nationalfonds und Innovationsprogramme bilden das Fundament, mit dem Grundlagenforschung möglich ist.

Aber ohne das Geld der Pharma bleibt eine Lücke zwischen dem theoretisch Machbaren und dem finanziell Interessanten. Diese Lücke füllt heute der Biotech-Sektor aus. Dieser wächst rasant; 2015 dürfte sich der Umsatz in der Branche weltweit auf rund 150 Milliarden Franken belaufen.

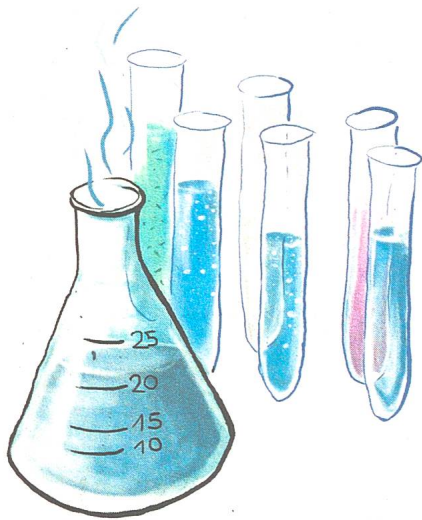
Starke Partner

Konkret besteht der Biotech-Sektor aus Spin-off-Firmen, welche aus Forschungsprojekten entwachsen. Aus Forschung Geld zu machen, ist indes nur möglich, wenn die Erfindungen mit Lizenzen geschützt werden. Die Unis geben diese meist exklusiv zur kommerziellen Nutzung an ihre Spin-off-Firmen weiter. Es können also nur die Entdecker selbst verdienen. Alle Anderen haben nicht das Recht, die Technologie zu Geld zu machen.

Plückthun gründete 2004 gemeinsam mit Doktorierenden der Universität Zürich die Firma «Molecular Partners». Diese arbeitet exklusiv mit der Technologie der DARPs. Mittlerweile zählt der Betrieb 75 Mitarbeitende und will Ende Oktober an die Schweizer Börse gehen. Die Wirtschaftsredaktorinnen und -redaktoren der «Neuen Zürcher Zeitung» spekulieren seit Wochen darüber, wie viel Gewinn die Firma erzielen wird. Nach neuesten Schätzungen wäre das Unternehmen an der Börse rund 647 Millio-

«Die Pharma hat eine Aversion gegen Risiken.»

«Die Uni macht die Medikamente von übermorgen.»



2008 flossen 16 Mia. von der Industrie in die Medizin.

nen Franken wert. Ganz grosses Geld für ganz kleine Proteine. Wertvoll ist das Unternehmen jedoch nicht nur wegen seiner aussichtsreichen Technologie, sondern weil es dem Spin-off gelungen ist, zwei Pharmariesen an Bord zu holen: zum Einen Allergan (Umsatz 2013: 5,9 Milliarden Franken) und zum Anderen Roche (Umsatz 2013: 46,8 Milliarden Franken).

Mit Allergan entwickelt «Molecular Partners» ein Medikament, mit welchem Makuladegeneration, eine Augenerkrankung bei älteren Menschen, behandelt werden kann. Erkrankte Menschen verlieren immer mehr Funktionen

der Netzhaut, die Sehqualität nimmt dadurch ab. Mit dem Medikament auf Grundlage der DARPin müssten die Patienten deutlich weniger häufig behandelt werden. Mit Roche ist die Firma daran, neue Wirkstoffe gegen Krebs zu entwickeln, um in Zukunft Tumorzellen selektiv abtöten zu können.

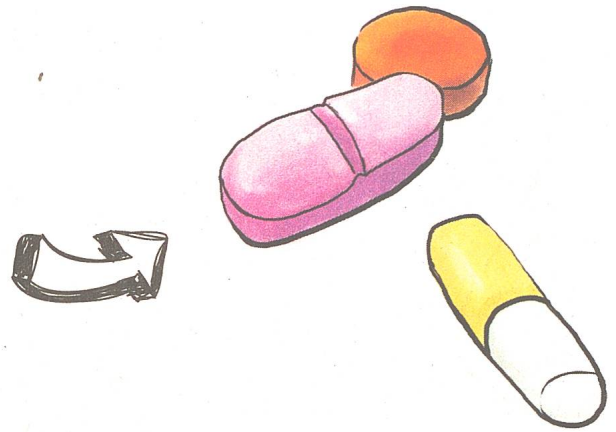
Hunderte Millionen von Franken

Bis ein Medikament jedoch bis zur Konsumentin gelangt, dauert es im Schnitt acht bis zwölf Jahre. In dieser Zeit muss eine Innovation von der Grundlagenforschung bis zum Produkt mehrere Stufen durchlaufen. Gelingt im Labor eine Entdeckung, so muss diese Forschung vertieft werden. Ist das Potenzial für ein Medikament vorhanden, folgen klinische Studien in drei Stufen. Diese kosten Hunderte Millionen von Franken. Daher müssen sich Biotech-Firmen starke Partner in der Pharmaindustrie suchen. Wittern diese die Chance, mit dem Mittel

später Gewinne zu erzielen, investieren sie. Besteht das Produkt alle Tests, gelangt es mit dem Segen der «European Medicines Agency» auf den Markt. Plückthun fasst diesen Kreislauf wie folgt zusammen: «Die Pharmaindustrie macht die Produkte von heute, Biotech-Firmen die Produkte von morgen und wir an der Uni die von übermorgen.»

Die Forschung hat Geld, die Kranken bekommen wirksame Medizin. Wo liegt also das Problem? «Man kann hinterfragen, ob die Gewinne dort liegen, wo sie sollten», sagt Plückthun und spricht damit die enormen Ausgaben für Pharmawerbung und die Entlohnung einiger Manager an. Doch auch Plückthun verdient an seiner Erfindung. Als Verwaltungsratsmitglied ist er finanziell am Erfolgsprojekt «Molecular Partners» beteiligt. Als Leiter des Labors erhält er aus den Lizenzentnahmen zudem einige Drittmittel für seine Forschung, die laut Plückthun aber nur einen sehr kleinen Teil seiner gesamten Drittmittel ausmachen. Aber er beteuert, nicht aus finanziellen Gründen zu forschen. «Eine Kommerzialisierung interessiert mich nicht als Motivation. Sie ist nur ein schöner Nebeneffekt. Es ist einfach extrem cool, etwas zu machen, was noch niemand zuvor gemacht hat.» Plückthuns Hoffnung ist, dass durch die Profite in der Pharmaindustrie neue Forschung angekurbelt wird.

Unbestritten ist, dass die Pharma viel Geld in Forschung investiert, wenn auch gezielt und nicht mehr diffus. 2008 flossen in der Schweiz gesamthaft 16 Milliarden in die Entwicklung neuer Medizin. 70 Prozent davon kamen aus der Privatwirtschaft. Der Anteil von Bund und Kantonen betrug nur 23 Prozent. Zu wenig, meint Plückthun: «Wenn der Staat klug wäre, würde er erkennen, dass Forschungsmittel gut investiertes Geld sind.» Der Bund könne mit mehr Ausgaben auch mehr profitieren,



denn das Geschäft mit der Medizin sei ein lukratives. Die Universität erhält Geld vom Bund und auch am Schluss des Prozesses fließen Gelder aus erfolgreichen Geschäften zurück. Einkünfte aus erfolgreichen Produkten werden an der Uni Zürich zu je einem Drittel an die Erfinder, die Leitung der Forschungsstelle sowie die Universität verteilt. Je mehr der Bund investiert, desto mehr kontrollierbare Drittmittel fließen wieder an die Uni zurück. 2013 wurden in Zürich 566 Verträge zu Forschungsprojekten abgeschlossen. Aus der Zusammenarbeit mit externen Partnern flossen im selben Jahr 57 Millionen an die Universität.

Und wir?

Ungeklärt bleibt die Rolle der Konsumierenden. Wen oder was bezahlen wir, wenn wir Aspirin kaufen? Die offensichtliche Antwort ist, dass unser Geld an die Pharma-Firmen geht. Nicht ganz so offensichtlich

findet Ivo Meli, Projektleiter Gesundheit: «In politischen Debatten wird oft erfolgreich argumentiert, man dürfe die Preise nicht zu stark senken, um die hiesige Pharmaindustrie zu schützen.» So finanzieren die Patientinnen und Patienten den Pharmastandort Schweiz. Dabei sei dies gar nicht notwendig, da zwei Drittel der in der Schweiz konsumierten Medikamente im Ausland hergestellt würden, meint Meli. Schaut man sich die gigantischen Gewinne der globalen Konzerne an, so scheint diese Argumentation ohnehin unglaubwürdig. Im Kreislauf der Medikamentenproduktion profitieren finanziell also alle Beteiligten – ausser wir, die Konsumentinnen und Konsumenten.

«Was ist die Alternative?»

Niemand behauptet, das System sei perfekt. Doch angesprochen auf die profitschlagenden Firmen sowie die doppelt zahlenden Konsumierenden fragt Plückthun: «Was ist die Alternative?» Eine entwaffnende Antwort. Es wird wohl kaum jemand dagegen sein, dass Forschende innovativ arbeiten können. Aber wie könnte das Gesundheitswesen weniger hierarchisch gestaltet werden, sodass die Pharmaindustrie die Medikamentenpreise in der Schweiz nicht weiterhin künstlich hoch halten kann? Wie kann mehr Unabhängigkeit von Unternehmen geschaffen werden? Dies werde sich alles nicht ändern, meint Meli, solange «die Industrie grossen Einfluss auf Politik und Verwaltung hat». ♦

»Die Medikamente sind in der Schweiz deutlich zu teuer.«

ist, dass die Bürgerinnen und Bürger indirekt doppelt bezahlen. Denn mit den Steuern leisten sie auch ihren Beitrag dazu, dass der Bund die Forschung mitunterstützen kann. Ist ein Produkt auf dem Markt, gehen die Verhandlungen zwischen Firmen, Krankenkassen, Bund und Konsumierenden erst los. Das Parlament legt bei gewissen Medikamenten die Preise fest und der Bundesrat bestimmt, welche Medikamente von den Krankenkassen bezahlt werden müssen.

Die Stiftung für Konsumentenschutz kritisiert die Festlegung der Preise durch die Politik. Die Medikamente seien in der Schweiz deutlich zu teuer,



Nikola Biller-Andorno forscht zu Medizinethik.

«Schmerzmittel sind keine Heilsbringer»

Ethikforscherin Nikola Biller-Andorno erklärt, warum wir so bereitwillig Medikamente schlucken und warum die Pharma-lobby eine Verantwortung gegenüber der Gesellschaft hat. Florian Schoop

Frau Biller-Andorno, sind wir heute alle Memmen? Viele von uns sind gefordert, uns jederzeit optimal zu präsentieren. Wenn wir also Schmerz empfinden, schränkt das unsere Performance ein. Deshalb sind wir sensibler für Schmerzen geworden. Wir wissen auch: Wenn wir leiden, steht etwas gegen unsere Schmerzen bereit.

Lässt sich damit das immense Wachstum der Pharmaindustrie erklären?

Zum Einen steht uns heute eine breite Palette an wirksamen Medikamenten zur Verfügung. Zum Anderen ist wohl auch unsere Bereitschaft gestiegen, medizinische Produkte zu konsumieren. Zudem ist unsere Gesellschaft wohlhabend genug, um sich den medikamentösen «Quick Fix» leisten zu können.

«Quick Fix»?

Ja, die schnelle «Reparatur» von schmerzenden Stellen.

Das klingt so, als wären pharmazeutische Produkte ein Luxus, den wir uns leisten können.

Der Kräutertee der Grossmutter ist natürlich billiger. Aber wir wollen ja einen florierenden Gesundheitsmarkt. Und wenn wir bereit sind, das über Krankenkassenprämien oder aus der eigenen Tasche zu zahlen, ist klar, dass der Markt darauf reagiert.

Wer macht uns denn glauben, dass wir die Produkte alle brauchen, die die Pharmaindustrie herstellt?

Hier ist sicher Marketing ein wirksames Instrument.

Sind Werbekampagnen für pharmazeutische Produkte aus ethischer Sicht unproblematisch?

Konsumierende sollten einfach in der Lage sein, Angebote kritisch zu hinterfragen – auch bei Medikamenten. Das trifft aber genauso auf alle anderen Produkte zu. So werden etwa auch Nahrungsmittel massiv beworben, auch solche, die uns potentiell schaden können.

Medikamente sind aber keine Nahrungsmittel.

In der Werbung werden Schmerzmittel angepriesen als eine Art Heilsbringer. Rentner spielen mit ihren Enkeln, nachdem sie ein Schmerzmittel eingenommen haben. Dies suggeriert, dass wir bloss eine Tablette einnehmen müssen, und alles wird gut. An die Risiken und Nebenwirkungen denken wir nicht mehr. Hier wird eine Grenze überschritten.

Wie sieht es mit der Werbung in Apotheken aus?

Es kommt vor, dass Mitarbeitende angehalten werden, die Verkaufszahlen für bestimmte Produkte zu steigern. Verkäuferinnen und Verkäufer kommen hier in einen Interessenkonflikt. Sie stehen vor der Frage: Arbeite ich für das gesundheitliche Wohl der Patienten oder für das wirtschaftliche Wohl der

Apotheke? Dabei ist klar: Es muss immer primär um die Patienten gehen.

Dasselbe gilt für Ärzte, die sich entscheiden müssen, ob sie Markenmedikamente oder Generika an Patienten abgeben.

Genau. Auch hier muss der Patient im Fokus stehen. Zudem müssen Ärzte darauf achten, keinen volkswirtschaftlichen Schaden anzurichten.

Wie meinen Sie das?
Die Frage ist: Was kann die Krankenkasse bezahlen? Können wir uns ein teures Medikament leisten oder tut es auch das Generikum? Aber die Ärzte wissen mitt-

lerweile, dass sie eine moralische Verantwortung tragen, sowohl was das Patientenwohl als auch was den sorgsamem Einsatz öffentlicher Mittel betrifft.

Und welche Verantwortung trägt die Pharmedia?
Es ist wünschbar, dass die Pharmaindustrie das Allgemeinwohl stark im Bewusstsein hat. Zum Beispiel sollte ein Medikamentenhersteller die Preise nicht nach Belieben festsetzen. Es geht darum, darzulegen, welche Kosten welchem Nutzen gegenüber stehen. Dass muss transparent sein.

Also muss aus ethischer Sicht auch Transparenz bei den Spendengeldern der Pharmedia für Parteien herrschen?

Unbedingt. Genauso soll offengelegt werden, welche Zahlungen aus der Pharmaindustrie an Ärzte erfolgen.

Kann man daraus ableiten, dass die Medizin für uns eine Art Ersatzreligion ist?

Das ginge mir zu weit. Antibiotika bei einer Lungenentzündung einzusetzen, hat nichts mit Religion zu tun. In anderen Bereichen kann ich dieser These aber etwas abgewinnen. Gerade im Bereich Enhancement nimmt die Fixierung auf die eigene Leistungsfähigkeit quasireligiöse Züge an.

In diesem Spannungsfeld befindet sich ja auch die alternative Medizin. Wie ist diese ethisch einzuschätzen?

Hier müssen die Hersteller von alternativen Heilprodukten klar deklarieren, wenn sie keine wissenschaftliche Evidenz für das Wirken ihres Stoffs haben.

Wieso sollte man überhaupt solche Produkte konsumieren?

Wenn es für eine Krankheit kein wirksameres Medikament gibt. Hier kann die alternative Medizin

helfen, die Selbstheilungskräfte in Gang zu setzen – nicht zuletzt durch den Placebo-Effekt. Solche Produkte können Hoffnung und Zuversicht geben.

Ist die zunehmende Pharmakologisierung eine Art Alltagsdoping?

Interessant ist, dass die meisten, die Neuro-Enhancer einnehmen, keine Überflieger sind. Sie dopen also nur, um nicht aus der Norm zu fallen, in einer Zeit, in der erwartet wird, dauernd auf einem Top-level mitzuhalten. Die Toleranz für sogenannte schlechte Tage ist verschwindend klein.

Das heisst, Neuro-Enhancer wirken nichts?

Klar können Kaffee, Energydrinks oder bestimmte Medikamente kurz was nützen – zum Beispiel, wenn wir Schwierigkeiten haben, uns zu konzentrieren oder wenn wir müde werden. Langfristiges kognitives Enhancement ist aber eine Illusion.

Und trotzdem nehmen wir solche Mittel. Kommen wir ohne nicht mehr zurecht?

Weil die Verfügbarkeit hoch ist, greifen wir immer wieder zu Aufputschern. Enhancement ist ein Spiegel der Gesellschaft, in der Präsenz, die Bewältigung grosser Mengen an Information und rasche Reaktion gefragt sind. Doch in diesem Hamsterrad verliert man, wenn man nur immer schneller rennt.

Gibt es überhaupt noch einen Weg zurück?

Es gibt immer einen Weg zurück. Wir entdecken gerade wieder den Reiz der Langsamkeit. Denken Sie an die Komplementärmedizin, wo es oftmals darum geht, zu entschleunigen.

Was passiert, wenn sich Frust, Verzweiflung und Ausgelagtheit nicht mehr pharmakologisieren lassen?

Ich denke, die Burnout-Zahlen sprechen für sich. Hier stehen die Arbeitgeber in der Pflicht. Doch auch wir als Individuen müssen uns fragen, wie wir leben wollen. Wo will ich in meinem Leben Akzente setzen? Auf welche Leistung will ich stolz sein können? Wir müssen uns darüber im Klaren sein, was uns wirklich wichtig ist. ◊

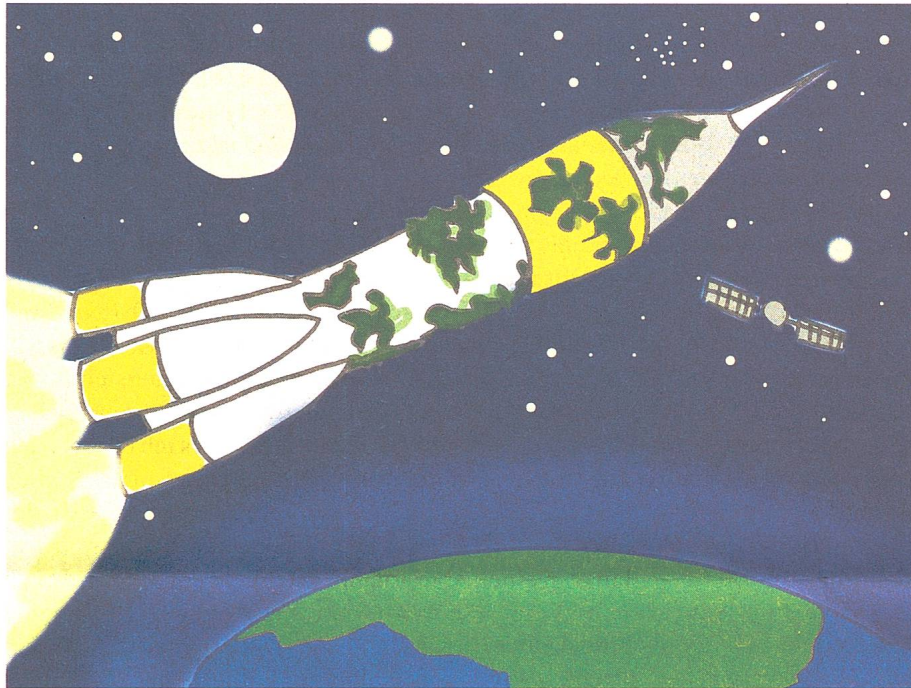
«Wir entdecken den Reiz der Langsamkeit wieder.»

«Ärzte wissen, dass sie moralische Verantwortung tragen.»

Sind wir nicht alle ein bisschen Moos?

Es ist die vielleicht aufsehenerregendste Medienmitteilung der vergangenen Jahrzehnte: Die Uni Zürich setzt Moos im Weltall aus. Ja, Moos. Versuche einer Erklärung.

Simeon Milkovski (Text) und Joséphine Marfurt (Bild)



Nach Hunden und Menschen erobern nun auch Moose das All.

24. Juli, Viertel vor drei Uhr morgens. Der Countdown läuft. Im Kosmodrom Baikonur (Kasachstan) ist es windstill. Versorgungsflug 56P macht sich auf den Weg Richtung internationale Raumstation ISS. In den vier Brennkammern der Sojus-Rakete vermischen sich Kerosin und Sauerstoff und reagieren exotherm. Mehrere Megajoule pro Sekunde, Tausende Grad heiss. Der Schub ist gigantisch, die Rakete beginnt sich zu heben. Schon bald erscheint sie nur noch als kleiner Punkt am Nachthimmel, 330 Kilometer weit weg. Im Institut für Pflanzenbiologie der Uni Zürich öffnet Professor Ueli Grossniklaus eine Flasche Sekt. Denn er durfte mithelfen, die Weltraumkoffer zu packen.

Altbekanntes Gewächs

Neben Beuteln mit Weltraumfutterpasten hütet der Versorgungsflug 56P noch ein besonderes Geschenk für die Kosmonau-

ten 500 Kilometer weiter oben. Die Unis Zürich und Potsdam haben ein Päcklein geschnürt aus Pilzen, Bakterien und Algen. Das sind zwar alte Bekannte im Vakuum Weltraum, aber es steht noch eine echte Premiere an. Zum ersten Mal dürfen auch Moose mit nach oben. Eines davon ist das Moos des Jahres 2013: das Brunnenlebermoos. Extrem belastbar, bestens erforscht. Auf der Erde wuchert es überall, von den Tropen bis in die Arktis, und verlangt für sein Gedeihen nicht mehr als ein wenig Luftfeuchtigkeit. Den Moosen beigegepackt ist ein Leitfaden, der sicherstellt, dass mit dem Gewächs auch wissenschaftlich umgegangen wird. Viel Forschungs-, sprich Steuergeld ist hier im Spiel, und die weit oben rumfliegenden Kosmonauten haben keine Zeit für Spässchen.

Aber was machen die überhaupt mit dem Moos? Im schlimmsten Fall verreckt es elendiglich, aber da weder ein Empfin-

dungs- noch ein Nervenapparat vorhanden ist, wird niemand weinen. Im besten Fall allerdings gedeiht es in völliger Schwerelosigkeit innerhalb der ISS. Nicht gerade so unwirtlich wie das Weltall, aber doch unter extremen Bedingungen. Wem bringt das was?

Weg vom Blauen Planeten

Um dies nachzuvollziehen, muss man wissen, dass jeder Mensch auch ein bisschen Moos ist. Was uns zu Lebewesen macht, unsere DNA, macht auch die Moose «läbig». Die Uni Freiburg hat vor ein paar Jahren sogar menschliche Gene in die moosige Erbsubstanz eingeschleust und beobachtet, wie sie sich frei entfalten. Das Moos steht nahe am Beginn einer evolutionären Kette, an deren Ende der Mensch steht.

Unsere Zeit hier auf Erden ist begrenzt. Sollten die gängigen Ressourcen wider Erwarten bis dahin ausreichen, macht uns irgendwann ein aggressiver Sonnenwind, ein eruptierender Riesenvulkan oder unsere eigene Streitlust den Garaus. Irgendwann müssen wir weg von dieser Kugel. Das Universum ist aber ein gar unmenschlicher Ort. Vielleicht werden meine Nachfahren dereinst ihre Morgenzigarette auf dem Mars rauchen. So absurd es klingt: Grossniklaus' Forschung ist Teil einer langen Reihe von Forschungsprojekten, die genau das dereinst möglich machen könnten. Wenn wir es nicht wenigstens ausprobieren, werden wir die Unmöglichkeit von extraterrestrischem menschlichem Leben immer nur behaupten können. Schritt für Schritt schreitet die Forschung den Stammbaum irdischer Fauna hoch. In ein paar Jahren sind dann die Würmer dran, Herr Hengartner! ♦



PRO: Jane Austen — Online-Kommentare zu schreiben, ist sicherlich der beste Balsam für die Wunden einer enttäuschten Liebe. Alle Gefühle, alle Gedanken, einfach alles rauslassen. Wir sollten uns nicht zügeln, sondern zeigen, was wir spüren und denken. Denn sonst leben wir wieder wie im Jahre 1811 – und dahin will niemand zurück. Damals musste ich meinen ersten Roman «Sense and Sensibility» noch unter dem Pseudonym «by a lady» veröffentlichen. Denn Frauen war es nicht erlaubt, ihre Meinung zu äussern, und unter Männern war es verpönt, sein Herz auszuschütten. Alle hatten einen Stock im Hintern. Heute ist zwar im Netz mit Hasskommentaren zu rechnen, aber das ist verglichen mit der Gefühlskälte des 19. Jahrhunderts das kleinere Übel. Damals würden alle Freuden durch Warten und Zögern verdorben, immer ging es nur um das Geschäft.

Früher zählte auch nur, was die Ladies und Lords wünschten. Heute können alle mitreden in den Kommentarfeldern des grossen, weiten Netzes. Anonym oder mit Namen, gehässig oder erfreut: Die echte Redefreiheit gibt es erst seit dem Internet. Denn online sind alle gleich. Wäre das früher schon so gewesen, hätten die Menschen ein weiss Gott glücklicheres Leben gefristet. Dann hätte ich vor 200 Jahren nicht schreiben müssen: «Glück in der Ehe ist allein Sache des Zufalls.» Dann hätte es stattdessen geheissen: «Glück in der Ehe ist allein Sache der richtigen Wortwahl.» Denn beim Kommentieren wird schnell klar, wer zu einem passt. Man stelle sich vor, die Userin Lizzy_Bennet kommentiert auf Guardian Online: «Die Schotten können von Glück reden, dass sie bei uns geblieben sind.» User Mister_Darcy antwortet: «UK forever!» Das könnte der Beginn einer grossen Liebesgeschichte sein. Also lassen wir das mit unserem Stolz und unseren Vorurteilen und kommentieren wir uns zum Glück. Aber eine Lady hält sich immer an die Regel: Wenn du nichts Schlechtes über einen Anderen zu sagen weisst, dann sage lieber überhaupt nichts. [nik]

ONLINE-KOMMENTARE

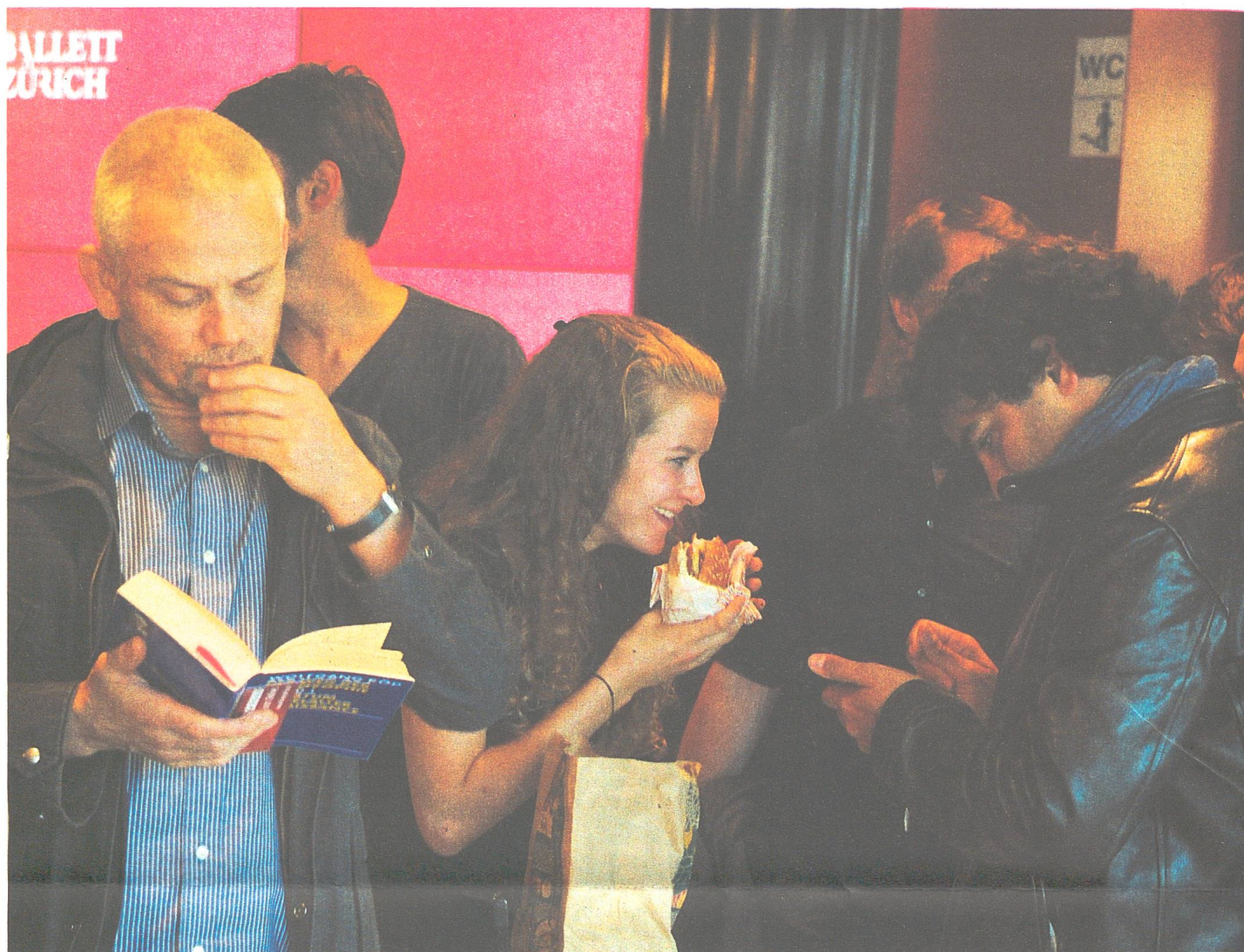
CONTRA: Friedrich Nietzsche — Du gehst ins Internet? Vergiss die Peitsche nicht! Diesem Imperativ, so scheint es mir, folgen die Menschen, die unter jede Onlinepublikation ihre Meinung setzen müssen. Freie Meinungsäusserung ist an sich nichts Verwerfliches. Jedoch: Alle guten Dinge haben etwas Lässiges und liegen wie Kühe auf der Wiese. Und nirgendwo kann man das besser sehen als im Internet, dem vermeintlichen Hort der Meinungsfreiheit. Denn: Unsere Meinung, das ist die Haut, in der wir gerne gesehen werden wollen. Will meinen: Niemand hat wirklich eine freie Meinung. Die Massen, das sind nichts als schwimmende Copien der grossen Männer. Jeder beugt sich einem Schmarotzer gleich irgendeiner Ansicht, einer Vorgabe von oben, die er an in die Öffentlichkeit trägt. Und diese ist in den seltensten Fällen wirklich qualifiziert. Wie viele Schwätzer treiben im Internet ihr Unwesen! Wie viel Überdross! Und immer läuft es in denselben Bahnen, bald enden solcherlei Diskussionen immer mit dem Verweis auf die dunkelste Stunde unserer deutschen Geschichte ... obwohl ... dazu sage ich jetzt lieber nichts, sonst dichtet man mir womöglich fälschlicherweise noch etwas an.

Zurück zum Thema: Was interessiert mich irgendwelches schlecht dahingeschriebenes Halbwissen? Was will ich mit blindem Hass eines Schwätzers, der sich hinter einem Pseudonym verkriecht und seine kümmerlichen Ansichten in den Äther hinausbläst? Als ich damals den Tod Gottes verkündete, bin ich auch mit meinem Namen dafür hingestanden! Onlinekommentare, das ist der Abgrund, von dem ich geschrieben habe: «Und wenn du lange in einen Abgrund blickst, blickt der Abgrund auch in dich hinein.» Denn wahrlich: Wer sich eine längere Zeit dazu herablässt, eines jener Wortgefechte, die sich «Diskussionen» schimpfen, zu verfolgen, der erkennt die tiefsten menschlichen Abgründe. Der erkennt Neid und Eifersucht – die Schamteile der menschlichen Seele. Wer so etwas schreibt, der wird kein Übermensch. Wer so etwas schreibt, der geht zugrunde. Schlimmer, als ich es je vermocht habe.

Hat man mich verstanden? [jol]



Bekanntheiten aus aller Welt und Zeit duellieren sich zu ausgelosten Themen.



Lange Schlangen für eine günstige Vorstellung im Opernhaus Zürich.

McWagner

Gehen junge Menschen noch in die Oper? Die ZS wagt sich an die epische Oper «Lohengrin» und sucht nach Antworten.

Caroline Meier, Juliana Maric (Text)
und Sina Jenny (Bild)

Der Abend ist gekommen. Wir wagen Wagner. Im Opernhaus Zürich wird die Oper «Lohengrin» aufgeführt. Länge: vier Stunden, 35 Minuten. Wir fragen uns, ob junge Leute überhaupt noch Interesse an Oper haben, und wenn ja: Fördert das Opernhaus dies? Denn es ist gut möglich, dass es den Verantwortlichen keine Sorgen bereitet, dass dem Ort der Kultur die Klientel wegstirbt. Mit diesen Fragen treffen wir eine Stunde vor Beginn im Opernhaus ein.

Unwissend stellen wir uns neben den Wartemarkendrucker. So ein Gerät kennen wir sonst nur aus der Post. Eine junge Frau in Jeans macht uns darauf aufmerksam, dass bereits eine Warteschlange besteht. Wir reihen uns ein. Schnell füllt sich der leere Raum mit Menschen, die ein Last-Minute-Ticket ergattern wollen. Jeans und T-Shirts, aber auch elegante Kleidung sind in der Schlange auszuma-

chen. Kein Wunder, stehen so viele an, denn eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung erhält man Opern- und Ballettkarten für einen Bruchteil des regulären Preises – vorausgesetzt, man besitzt eine Legi oder ist Club-Jung-Mitglied.

Für 15 Franken in die Oper

Nun endlich befinden auch wir uns an der Kasse und weisen unsere Club-Jung-Mitgliedskarten vor.

16- bis 26-Jährige erhalten gegen die einmalige Zahlung von 20 Franken eine Mitgliedschaft. Die Vorteile sind divers:

«Eine Stunde lang in der Schlange stehen ist nicht cool.»

kostenlose Teilnahme an Workshops, Probenbesuche, Gespräche mit Künstlerinnen und Künstlern sowie Einblicke hinter die Kulissen. Zusätzlich zahlen Club-Jung-Mitglieder nur 15 Franken für Last-Minute-Karten, Legi-Besitzende hingegen 20.

Für ausgewählte Vorstellungen haben Club-Jung-Mitglieder auch online die Gelegenheit, Tickets zum Schnäppchenpreis zu ergattern. Wie gross das Kontingent ist, kann Julika Weinecker, Presseverantwortliche des Opernhauses Zürich, nicht genau beziffern, aber: «Die Kontingente decken die bestehende Nachfrage und können in den guten Preiskategorien angeboten werden.»

In unserem Fall hat sich das Anstehen gelohnt. Die Oper dürfen wir in der dritten Reihe geniessen, auf Plätzen, die regulär 320 Franken kosten. Ein Blick über die Schultern zeigt jedoch: Je höher der Balkon und je billiger die Plätze, desto jünger die Gesichter und unauffälliger die Kleidung. Um uns herum sind noch mindestens fünf Plätze frei, die oberen Ränge hingegen sind voll. Das liegt nicht zuletzt am inoffiziellen Dresscode. Wer elegant gekleidet an den Last-Minute-Schalter tritt, erhöht seine Chancen auf ein Billet auf dem Parkett.

Meist nur schlechte Plätze

Ein wenig erschöpft von den ersten anderthalb Stunden Wagner gehen wir in die Pause. Bis jetzt bot uns die Inszenie-

rung den Erbfolgestreit des Herzogs von Brabant, Lederhosen, und wir sahen, wie ein Schwan dem Protagonisten Lohengrin als Transportmittel diente. Nun bahnen wir uns den Weg durch ein Meer aus grauen Köpfen, um auf der Terrasse nach Luft zu schnappen. Ein Gymischüler in Anzug und Fliege erklärt uns, dass er es als Club-Jung-Mitglied bis jetzt nur einmal geschafft hat, gute Tickets im Online-Vorverkauf zu bekommen. Er beklagt sich darüber, dass das kleine Kontingent so rasch ausverkauft sei. «Gibt es noch Karten, sind dies meist schlechte Plätze.» Er

versuche sein Glück jeweils lieber am Schalter.

Die Website des Opernhauses bestätigt seine Aussage. Für die ausgewählten Vorstel-

lungen gibt es tatsächlich entweder gar keine oder schlechte Plätze. Vergleicht man Saalpläne der Vollzahler und Club-Jung-Mitglieder, wird klar, warum es so schwierig ist, günstig an gute Plätze zu kommen. Denn auch Vollzahler können die Plätze kaufen, die für Club-Jung-Mitglieder «reserviert» sind. Noch glücklicher über unsere tollen Plätze, kehren wir zu «Lohengrin» zurück, als die Glocke erklingt.

Den offiziellen Zahlen nach zu urteilen, besteht kein Nachwuchsproblem. 2010 steigerte sich die Anzahl der Zuschauer unter 35 Jahren um 50 Prozent. Aktuell umfasst der Club Jung 650 Mitglieder. Gespannt, wie viele von ihnen sich unter den heutigen Gästen tummeln, führen wir unsere Umfrage in der zweiten Pause fort.

Junges Publikum ist unzufrieden

Es zeigt sich: Kaum jemand von den jungen Anwesenden hat je vom Club Jung gehört. Liegt das nun am fehlenden Interesse der Jugend oder an mangelnder Initiative des Opernhauses? Laut Julika Weinecker gibt es zahlreiche Kooperationen mit Universitäten und anderen Kultureinrichtungen, um ein jüngeres Publikum zu erreichen. Ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Jung und Alt zu schaffen, ist also ein Anliegen des Opernhauses. Die junge

Generation scheint jedoch unzufrieden. Ein Musikstudent meint, er finde es schade, dass es für Junge nur unbequeme Wege gibt, an erschwingliche Tickets zu kommen. Das Opernhaus solle bessere Konzepte für diese Besuchergruppe entwickeln, denn für Studierende sei es eine Frage des Geldes. «Eine Stunde lang in der Schlange zu stehen, ist nicht cool.»

Julika Weinecker erklärt uns: Da das Angebot für junge Leute ausgesprochen günstig ist, bietet man es nur bei ausgewählten Vorstellungen an. Zudem habe sich das bestehende Konzept bewährt und werde geschätzt. Deshalb gebe es keine Überlegungen, etwas daran zu ändern.

Älteres Publikum scheint begeistert

Endlich, das Finale der Oper, ein kurzer Schauer läuft uns den Rücken hinunter. Das ältere Publikum vor uns scheint begeistert. Ein älterer Herr zückt verbotenerweise sogar seine Kamera, um den Moment zu verewigen. Mit gemischten Gefühlen verlassen wir nach viereinhalb Stunden die Oper. Um die Eindrücke zu verarbeiten, machen wir uns auf den Weg in die Bar Odéon. Andere haben dieselbe Idee. Wir treffen auf den Musikstudenten und seine Kollegen, unter ihnen ein Cellist des Opernhausorchesters. Wir können nur darüber mutmassen, wie die älteren Besucherinnen und Besucher ihren Abend ausklingen lassen.

Insgesamt war das Publikum älter; nur wenige meisterten die Treppen des Opernhauses, ohne eine Verschnaufpause einlegen zu müssen. Klassische

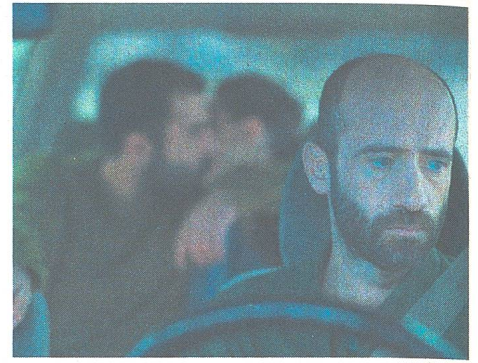
Die Oper hat offiziell kein Nachwuchsproblem.

Musik scheint in unserer Generation nur das Interesse Weniger zu sein. Jedenfalls zurzeit noch. Denn auch die rockigsten Woodstock-Gänger finden mit dem Alter Gefallen an Wagner, Mozart und Puccini. Die Vergangenheit zeigt, dass sich die Oper keine Sorgen um ihre Zukunft machen muss. ♦

Starship Troopers — Die filmische Adaption von Heinleins Roman aus dem Jahr 1959 hat ein ungnädiges Schicksal erlitten: Nur zwei Jahre nach ihrem Erscheinen hat die cineastische Science Fiction mit «The Matrix» ihr Argumentationsfeld ganz in den Cyberspace verschoben. Erinnert wird er meist nur noch mit Blick auf seine überzeichnete Gewaltdarstellung. Wer sich überwinden kann, wird indessen erkennen, dass Verhoeven hier nicht nur ein immens politischer Film, sondern auch die vielleicht eindrücklichste Selbstreflexion des Genres «Space Opera» gelungen ist. Wer *Starship Troopers* anschaut, der wird der «Friend or foe»-Logik des Hollywoodkinos schonungslos ausgesetzt: Auf der einen Seite eine hochglanzpolierte Highschoolwelt mit dem bedrohten Paar Johnny Rico (Infanterie) und Carmen Ibanez (Pilotin) – auf der anderen Seite die «Bugs», ein Feind, der überall lauert und in Heinleins Roman zur evolutionären Entsprechung des Kommunismus ernannt wird. Dazwischen aber steht ein Weltstaat, der weder Rassen noch Geschlechter kennt; ein Staat, der die Menschheit vereint, indem er den Faschismus ins All hinausträgt. Dort wartet auf die irdische Blechbüchsenarmee dann das Unbewusste, die tierische, insektenhafte und nackte Geschlechtlichkeit, deren medialer Perhorreszierung der Zuschauer beiwohnt – und damit sich selbst als Teil dieses Systems erkennt. Womöglich ist *Starship Troopers* deswegen auch die letzte, niemals endende Space Opera. Und somit selbst Bedingung seines Verschwindens.



Prof. Dr. Philipp Theisoohn forscht am Deutschen Seminar zu extraterrestrischer Literatur.



Blind Dates

Der georgische Lehrer Sandro sitzt mit einer ihm bisher unbekanntem Frau in einem spartanisch eingerichteten Hotelzimmer. Er vermeidet den Augenkontakt. Nachdem er ihr zweimal ein Glas Wasser angeboten hat, schlägt sie ihn weinend mit einem Kissen. So sollte ein Blind Date im Normalfall nicht ablaufen.

«Blind Dates», der zweite Film des georgischen Regisseurs Levan Koguashvili, lebt zwar von skurrilen Szenen, soll aber eigentlich keine Komödie sein. Dafür ist er zu melancholisch. Die Komik ergibt sich durch die Beschreibung des georgischen Alltags. Es wird viel getrunken, gestarrt und geschwiegen. Unterhaltungen kommen über eine bestimmte Lautstärke nicht hinaus, die Charaktere erscheinen dadurch fast gleichgültig. Der Protagonist Sandro treibt dieses Verhalten auf die Spitze. Ohne Gefühlsregungen bewegt er sich durch Tiflis, die grau-braune «Stadt der vielen Balkone». «Der Junge hat Probleme», so das lapidare Urteil seiner Eltern, bei denen der 40-Jährige immer noch wohnt.

Fast glaubt man Sandro nicht, wenn er der aparten Friseurin Manana plötzlich und monoton seine Liebe gesteht. Die erwidert seine Gefühle. Das Problem: Ihr hitzköpfiger Ehemann Tenco wird aus dem Gefängnis entlassen. Durch ihn verstrickt sich Sandro plötzlich in eine skurrile Odyssee, die ihn schliesslich in eine halbzerfallene Plattenbausiedlung voller abchasischer Flüchtlinge führt.

Regisseur Koguashvili sagt selber, dass seine Filme wegen des speziellen georgischen Beigeschmacks ungewöhnlich wirken. «Blind Dates» ist tatsächlich ein ungewöhnlicher Film. Das fordert den Zuschauer, belohnt ihn dafür aber mit tiefen Einblicken in ein fremdes Land, von dem man bestenfalls weiss, dass dort vor ein paar Jahren noch ein Krieg um Südossetien tobte. [jol]

Blind Dates (2013): Ab 17. Oktober in ausgewählten Kinos in der gesamten Schweiz.



Kraftklub – In Schwarz

Woher kommt denn jetzt plötzlich «In Schwarz»? Und wer ist diese neue Punkrock-Band eigentlich? Diese Fragen stellte sich die komplette Musikwelt im Mai dieses Jahres. Das damals veröffentlichte Video zur vermeintlich ersten Single «Hand in Hand» zeigt lediglich vier Jungs in Sturmmasken. Alle Versuche der Medien, sie vor die Linse oder das Mikrofon zu kriegen, schlugen fehl und auch die Facebook-Seite der Newcomer verriet nicht viel. Das Hamburger Elektropunk-Label Audiolith (Fritzenbude, Saalschutz) hatte im Vorfeld verkünden lassen, dass die Neulinge bei ihm unterzeichnet haben. Es machte ordentlich Promo und veröffentlichte die erste Single.

Nach einigen Wochen des Rätsels performte die Band in der TV-Show «Circus Halligalli» von Joko und Klaas ihre Debütsingle. Mitten im Song riss sich die, Achtung, nun fünfköpfige Band die Masken vom Gesicht, und wie viele schon vermutet hatten, offenbarten sich die altbekannten Gesichter der Kraftklub Gang. Diesmal mit Frontmann Felix Brummer am Mikro. In der Undercover-Phase hätte sein Bruder Till, Bassist der Band, den Song eingesungen, um nicht direkt aufzufliegen. Nicht einmal ihr eigentliches Label «Universal» soll etwas gewusst haben. Ziemlich cool, muss man ihnen lassen.

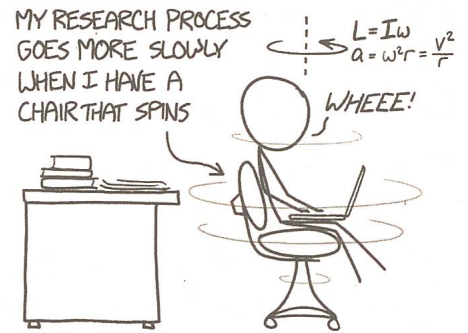
Doch nicht allein dieser Stunt ist verantwortlich für den Erfolg des zweiten Studioalbums, «In Schwarz», der fünf Chemnitzer. Einigen Wenigen waren sie schon nach der 2010 erschienenen EP «Adonis Maximus» bekannt. Kraftklub entwickelte sich zum Geheimtipp unter Musikliebhabern. Bald darauf wurde auch Universal auf sie aufmerksam. Im Januar 2012 liessen sie dann mit ihrem Debütalbum «Mit K» Kritiker verstummen und stürmten an die Spitze der Charts. Plötzlich hörte jeder Kraftklub. Die fünf Jungs aus dem Osten wurden ins kalte Wasser des harten Musik-Business geschmissen und erlebten das Auftauchen aus dem Un-

derground in den angeblichen «Mainstream». Die Erfahrungen, die sie in dieser aufregenden Zeit gemacht haben, sind in den ironischen (wie es sich für Kraftklub eben gehört) und vor allem ehrlichen Texten ihres sagenumwobenen, zweiten Albums zu erkennen.

Dieses besteht nicht nur aus Punk-Nummern, wie man nach «Hand in Hand» vermuten könnte, sondern verbindet Indie, Pop, Rock und mit dem Sprechgesang des ehemaligen Solo-Rappers Felix auch Rap. Fans von Casper können sich übrigens auch freuen, denn mit «Schöner Tag» liefert dieser ein Feature zum Album.

Hört sich alles ausgesprochen gut an, aber aufgepasst! «In Schwarz» ist nichts für Frida Gold, schnell beleidigte Fans oder Kuschelrock-Liebhaber. Man muss definitiv eine grosse Portion Humor und Kondition mitbringen, denn dieses Album lässt dich springen und Luftschlagzeug spielen gleichzeitig. Wem der Kraftklub-Sound noch völlig neu ist, der/die wird sich wahrscheinlich erst einmal reinhören müssen. Lohnt sich aber meistens. Denn Kraftklub meistert die Hürde des zweiten Albums mit Bravour, bietet einen würdigen Nachfolger ihres Erstlings und beweist somit abermals, dass der Hype gerechtfertigt ist. [jum]

Kraftklub: In Schwarz, 2014



What if?

Könnte man einen Tsunami überleben, wenn man in einem Swimmingpool untertaucht? Die Antwort findet sich im neuen Buch von Randall Munroe, der auf seiner Internetseite xkcd.com seit 2006 skurrile Fragen wissenschaftlich korrekt beantwortet. Munroe, der nach seinem Physikstudium bei der NASA arbeitete, entwickelte ausgehend von alten Mathematikskizzen Strichmännchen-Comics und veröffentlichte diese auf seiner Internetseite.

Das in diesem Jahr publizierte Buch bündelt bereits gestellte Fragen und greift einige neue auf. Das Resultat: ein wirklich originelles Werk. Die behandelten Themen sind vielseitig. Ist es möglich, wie der kleine Prinz auf einem Asteroiden zu leben? Die «International Astronomical Union» benannte 2013 sogar einen solchen Asteroiden nach Munroe. In seinem Blog schreibt Munroe, er wollte nach dieser Auszeichnung als Erstes herausfinden, ob dieser Asteroid gross genug wäre, um eine wahre Bedrohung für die Erde darzustellen. Ergebnis: Er ist vergleichbar mit dem, der die Dinosaurier aussterben liess.

Das Buch bietet eine vergnügliche Lektüre. Gewisse Gedankengänge scheinen für Laien nicht nachvollziehbar. Es hat jedoch keine bestimmte Zielgruppe; am Ende werden alle unterhalten und lernen dabei erst noch etwas. Meine Lieblingsfrage: Was wäre, wenn jeder tatsächlich nur einen einzigen Seelenverwandten hätte – eine zufällig ausgewählte Person irgendwo auf der Welt? Romantiker sagen, dass dann die Welt voller Liebe wäre. Munroe sieht das kritischer. Seiner Analyse nach sei es zu hoffen, dass wir nicht in so einer Welt leben. Denn dann wäre die Chance, den eigenen Seelenverwandten zu finden, verschwindend gering. [cam]

Randall Munroe: What if? Was wäre wenn? Wirklich wissenschaftliche Antworten auf absurde hypothetische Fragen. Verlagsgruppe Random House, 2014, 364 Seiten

Digitale Helfer

Programme machen das Studieren leichter. Ein Überblick.

Deya Frey

Citavi

Dieses Programm ist ein wissenschaftliches Chamäleon. Es eignet sich für die Online-Literatursuche in Datenbanken oder Bibliothekskatalogen. Ausserdem kann das Gefundene leicht verwaltet werden, da Citavi die Bibliographie automatisch erstellt. Das Programm eignet sich für längere und komplexere Arbeiten. Eine Kurzanleitung ist integriert, zudem bietet die Uni einen Einführungskurs an. Citavi kann im Uninetz oder über den VPN-Client kostenlos genutzt werden. Das Programm ist leider nur für Windows-Nutzende erhältlich.

LaTeX

Verwendung findet dieses Textverarbeitungsprogramm für umfangreiche Arbeiten vor allem in den Naturwissenschaften. Die Formelsetzung ist einfacher als bei anderen Programmen. In LaTeX müssen die zu formatierenden Passagen oder Überschriften textuell mit Befehlen versehen werden. Inzwischen gibt es grafische Editoren, die mit LaTeX arbeiten können. An der Uni wird der zusätzliche Editor LyX angeboten, der eine anschauliche Benutzeroberfläche generiert. Dazu erhältlich ist BibTeX, welches zur Erstellung von Literaturverzeichnissen verwendet wird. LaTeX ist kostenlos und unabhängig von Hardware und Betriebssystemen nutzbar.

Open Office

Schon der Name erinnert an den grossen Bruder Microsoft Office. Der fast perfekte Klon ist jedoch kostenlos und hat einige Zusatzfunktionen, die für das wissenschaftliche Arbeiten hilfreich sein können. Die drei Programme Writer, Calc und Impress entsprechen Microsoft Word, Excel und PowerPoint. Dazu kommen das Vektorgrafikprogramm Draw, das Datenbankverwaltungsprogramm Base und der Formel- und Gleichungseditor Math.

Litlink

Litlink begleitet einen durch den ganzen Prozess einer Arbeit: Man kann damit Literatur suchen, bereits gefundene Informationen verwalten, Verweise einfügen und Bibliografien erstellen. Das Programm ist benutzerfreundlich und simpel gestaltet, jedoch kann auch zu Litlink ein Einführungskurs an der Uni besucht werden. Litlink ist kostenlos für Windows und Mac erhältlich.

iWork & iLife

Diese zwei Produktpakete bestehen aus Pages, Numbers und Keynote. Beziehungsweise aus iPhoto, iMovie und GarageBand. Die ersten drei sind analog zu Microsoft Word, Excel und PowerPoint verwendbar. Bei den neueren Versionen ist der Import und Export von Word-, Excel- und PowerPoint-Dateien stetig verbessert worden. iPhoto, iMovie und GarageBand sind zum Sammeln, Sortieren und Bearbeiten von Fotos, Videos und Musik geeignet. Das Paket ist kostenlos für Mac erhältlich.

Endnote

Endnote ist ein Literaturverwaltungsprogramm, das mit MS Word verknüpft wird. Dadurch kann Literatur in diversen Datenbanken gesucht und verwaltet werden. Die Bibliographie wird automatisch generiert. Zur Benutzung von EndNote wird ebenfalls ein Kurs an der Uni angeboten. Das Programm ist kostenlos. Auf gewisse Datenbanken kann nur aus dem Uninetz oder per VPN zugegriffen werden. Es gibt aber eine allgemein zugängliche Web-Version, die man mit der Endnote-Version auf seinem Computer abgleichen kann. Die Web-Version ermöglicht es, auch online nach Literatur zu suchen.

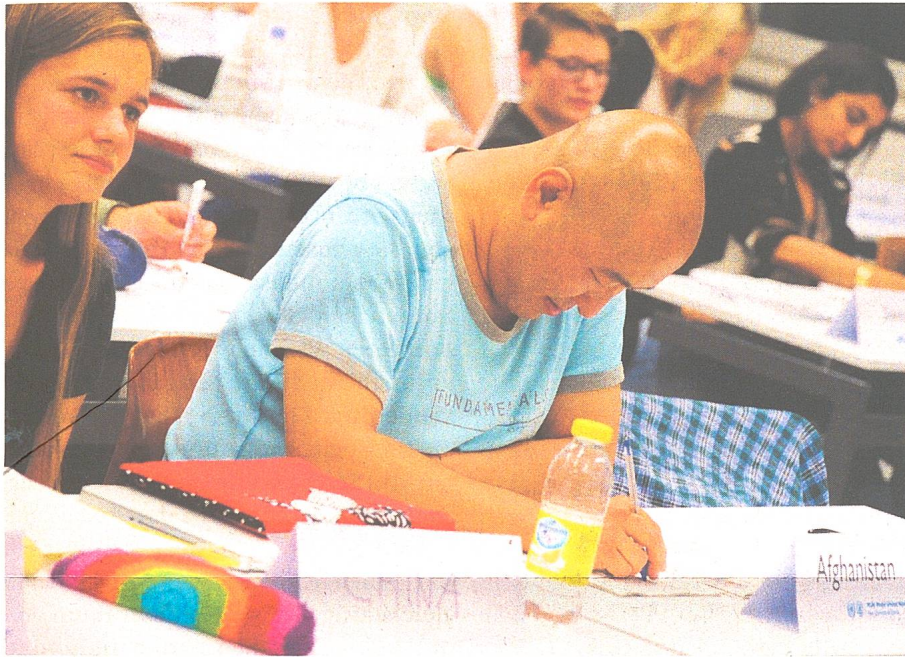
Zotero

Mit dem Recherche-Instrument kann Literatur gesucht, organisiert und analysiert werden. Zudem gibt es die Möglichkeit, dass mehrere Zotero-Nutzer am selben Projekt arbeiten. Zotero eignet sich vor allem für Seminararbeiten, für komplexere Projekte mit grossen Datenmengen ist es nicht zu empfehlen. Zur Webversion wird ein Kurs angeboten. Zotero ist kostenlos, braucht aber viel Speicherplatz. Es ist als Add-on für Firefox oder als Desktopversion für Mac, Windows und Linux erhältlich.

Der Simulationsverein

Studierende treffen sich in ihrer Freizeit, um «Vereinte Nationen» zu spielen.

Nina Hüsler (Text) und Sina Jenny (Bild)



Die UNO im Kleinformat: alles nur für den Lebenslauf?

Kurz nach sieben Uhr abends sitzen etwa 40 Studierende in den Reihen. Dabei ist die reguläre Vorlesungszeit schon längst vorbei. Im kahlen Seminarraum herrscht ein Stimmengewirr aus Englisch und Deutsch. Vor jeder und jedem Anwesenden steht ein Papierschild mit einem Ländernamen. Dreimal knallt der Gerichtshammer, die Gespräche verstummen. Die Sitzung der MUN ist eröffnet.

MUN, das steht für «Model United Nations». Die ersten Debattier-Vereine dieser Art gab es bereits in den 1920er Jahren, also schon vor der Gründung der UNO. Ihr Ziel ist es, eine Diskussionsplattform zu schaffen und das Verständnis für die Probleme und Situationen anderer Völker zu fördern. Den Zürcher Uni-Ableger gibt es seit 2007. Er zählt etwa 50 Mitglieder. Doch was macht dieser Verein da eigentlich?

Sie spielen UNO – allerdings nicht das Kartenspiel. Sie imitieren die Vereinten

Nationen: Jeder und jede wählt ein Land und recherchiert über dessen politische Ansichten und Einstellungen. Diesen Monat geht es um den Islamischen Staat (IS). Sie sollen herausfinden, wie man gegen den Terror vorgehen kann und wie mit den Flüchtlingen umzugehen ist.

Konzentrierter als in der Vorlesung

Nach dem Anwesenheitsappell beginnen die zweiminütigen Eröffnungsreden. Darin umreissen die Delegierten den Standpunkt ihres Landes. So ruft der Abgesandte Syriens in seiner Rede voller Inbrunst: «Let's not repeat history by letting the USA intervene in Syria!» Zwei Vorsitzende sorgen dafür, dass die Regeln eingehalten werden und niemand länger spricht als erlaubt. Je nach rhetorischen Fähigkeiten wird mehr oder weniger konzentriert zugehört. Trotzdem ist es ruhig und die Aufmerksamkeit höher als in so mancher Vorlesung. Später gibt es noch

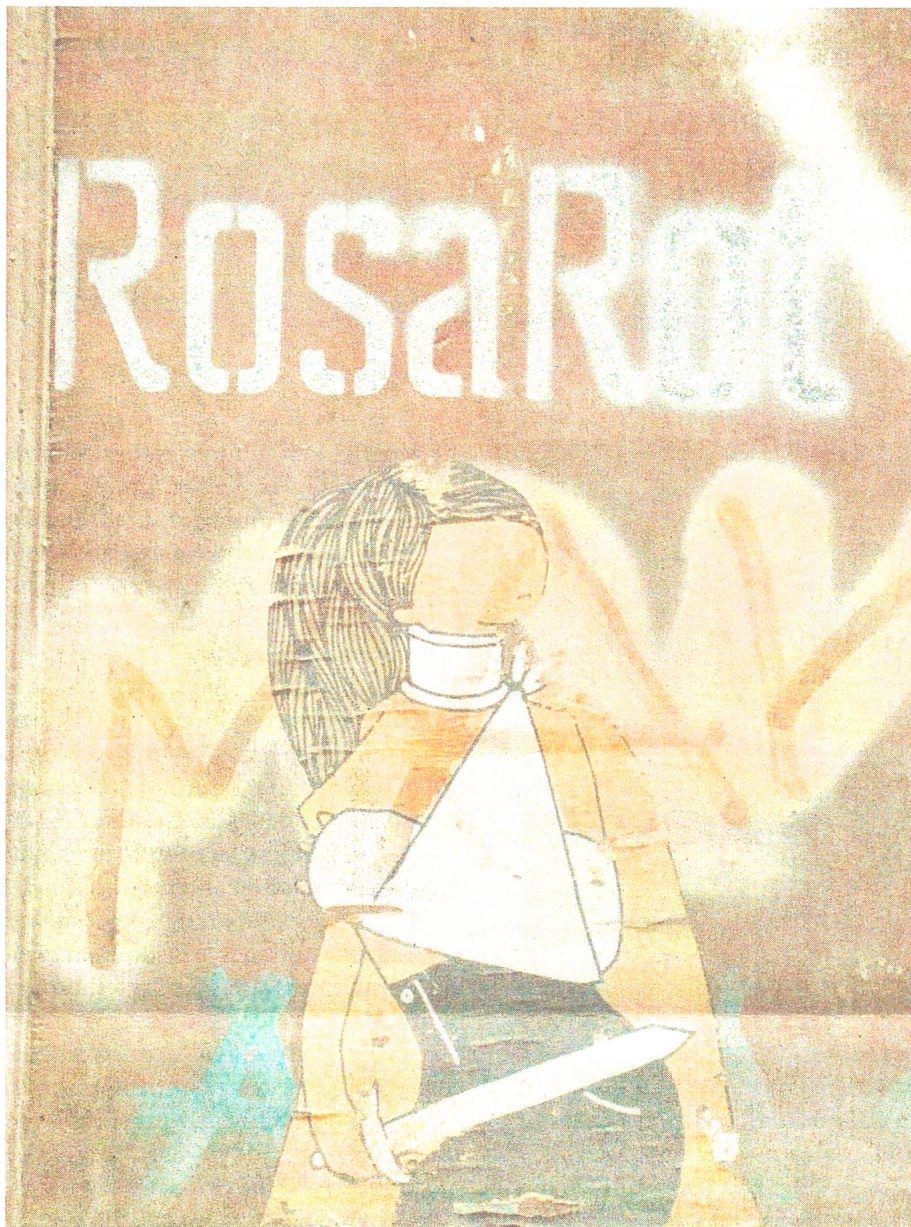
die Möglichkeit, über Details zu diskutieren oder einen sogenannten «unmoderated caucus» durchzuführen. Das ist die einzige Chance auf eine Pause. Die Raucher sind erleichtert.

Lebenslauf aufbessern

Aber was bewegt Studierende, Diplomaten von Ländern zu mimen, mit denen sie nichts zu tun haben? «Durch die MUN können Studis nicht nur ihre Redekunst verbessern, sondern sie lernen auch Leute kennen, besonders aus den Studiengängen der Rechts- und Politikwissenschaft», erklärt eine der fünf Frauen des Vorstandes. Eine Masterstudentin, die zum zweiten Mal an einer MUN-Sitzung teilnimmt, nennt einen weiteren Grund: «Ich bin hauptsächlich hier, um meinen Lebenslauf aufzubessern.» Irgendwie müsse man sich ja von den Massen an Jobsuchenden abheben.

Es gibt auch die Chance, sich für internationale MUN-Treffen zu bewerben und sich dort mit Leuten aus der ganzen Welt auszutauschen. So können die ausgewählten Delegierten für wenig Geld nach Brüssel, Oxford oder New York reisen. Der Fokus bei diesen Treffen liegt auf den politischen Debatten, doch auch das Amusement kommt nicht zu kurz. «You don't want to miss the party on the last day, it's the best thing», wirbt die Verantwortliche für das Treffen in Nottingham und erntet dafür Beifall.

Es ist stickig im Raum, die Konzentration ist beinahe ganz verflogen. Dem Delegierten der Slowakei hört man kaum mehr zu. Die USA lenken sich kurzzeitig auf Facebook ab, während die Türkei Briefchen mit Marokko und Italien tauscht. Um neun Uhr wird die Sitzung geschlossen. Und wer noch nicht genug zum Reden gekommen ist, geht auf ein Bier ins nächstgelegene Pub. ♦



Das neue Cover der Rosa gibt sich kämpferisch.

Was heisst es, Feministin zu sein?

Die wiederbelebte Zeitschrift «RosaRot» sucht nach Antworten.

Laura Ermert

Eine Rettung im allerletzten Moment: Rosa, die studentische «Zeitschrift für Geschlechterforschung», galt als tot. Im «NZZ Campus» war schon ein Nachruf zu lesen: «Schwarzer Tag für Rosa», titelte das Blatt im September 2013. Doch just in diesem Moment übernahm ein Team aus neun Studentinnen die Studierendenzeitung und belebte sie wieder. Eben ist die Nummer 47 erschienen, nicht etwa die Nummer 1, denn die neue Rosa knüpft an die Geschichte der alten Zeitschrift an. Neu ist aber der Name «RosaRot», welcher für politische Dimension des Blattes steht. Diese wurde in der Vorgängerpublikation weniger gewichtet, die Wissenschaft stand im Zentrum.

Die aktuelle Nummer der Zeitschrift kommt nicht nur ästhetisch kunstvoll

daher, sie soll auch einen hohen Anspruch erfüllen. Geht es nach ihren Retterinnen, soll sie in vielerlei Hinsicht Brücken schlagen: zwischen der Uni und «draussen», zwischen Generationen (von Feministinnen) und zwischen Theorie und Alltag der Geschlechterfragen. Was nützen die Theorien der Gender Studies, wenn keine und keiner so recht versteht, was es denn nun heisst, emanzipiert zu sein? Gerade deshalb enthält «RosaRot» neben wissenschaftlichen Essays nun auch andere Formate wie Gedichte, Cartoons und Fotografie.

Hitzige Diskussionen

«Du siehst gar nicht wie eine Feministin aus!» So reagierten männliche Gesprächspartner oft, wenn über «RosaRot» gesprochen wird, erzählen zwei der Redaktorinnen. Sie grinsen. Der Begriff Feminismus sei etwas unliebsam geworden, aber sie wollten sich dennoch nicht von ihm distanzieren. Vielmehr geht es den Redaktorinnen um die Frage: Was heisst Feminismus heute?

Die Suche nach Antworten füllt nicht nur die Seiten von «RosaRot», sondern auch die Gespräche in der Redaktion. Zurzeit wird das Blatt ausschliesslich von Frauen herausgegeben, so ist ihr Büro gleichzeitig auch ein Frauenraum, ein Ort, wo hitzige Diskussionen stattfinden. Sie seien zu einem unabdingbaren Teil des Projekts geworden. Aber was ist mit den Männern? Die Redaktorinnen sind sich grundsätzlich einig: Die sind auch willkommen. Gewisse Beiträge in der aktuellen Ausgabe stammen denn auch von männlichen Autoren. Das Team sei allen Interessierten gegenüber offen.

Ohne Werbung überleben

Die erste Ausgabe wurde an eine Reihe von Bibliotheken, Vereinen und Privatpersonen verschickt – in der Hoffnung, die Zeitschrift durch Abos finanzieren zu können. Unterstützung gewähren die Uni und das Gleichstellungsbüro des Kantons, Werbung will die Redaktion so lange wie möglich nicht drucken müssen. Trotzdem wird die neue im Gegensatz zur alten Rosa auch kostenlos aufgelegt.

Die Exemplare sind rar und das Titelblatt handgesprayt: Wer sich eine Rosa sichern will, muss sich also beeilen, denn die erste Auflage ist bereits vergriffen. Die zweite wurde eben gedruckt. ♦

Webseite sucht Frauchen/Herrchen

Die älteste Studierendenzeitung der Schweiz
braucht deine Unterstützung als
Informatiker / -in.

- Erfahrung mit PHP / CSS / HTML /
Javascript / MySQL vorteilhaft
- Silverstripe-Erfahrung ist nützlich

Aufgaben:

- Verwaltung von Mailkonten und der
ZS-Website
- App-Entwicklung
- Bring dich selbst und deine Ideen
bei uns ein!

Melde dich unter redaktion@medienverein.ch



Universität
Zürich ^{UZH}

Master of Arts

Multilingual Text Analysis
Multilinguale Textanalyse
Analyse Multilingue de Texte

Die Universität Zürich bietet einen
innovativen spezialisierten Master in
Vergleichender Korpuslinguistik an.
Hier wird Linguistik am Computer betrieben.

Beteiligte Institute / Seminare

Deutsches Seminar
Englisches Seminar
Romanisches Seminar
Slavisches Seminar
Institut für Computerlinguistik

Start:

jedes Herbstsemester

Weitere

Informationen:
www.mlta.uzh.ch
mlta@cl.uzh.ch



Leere Gläser haben bei uns keine Chance.



INTER *Comestibles*

URBANE GETRÄNKELIEFERUNGEN

044 274 10 10 www.intercomestibles.ch


EY

Building a better
working world

TAKE YOUR CAREER IN YOUR OWN HANDS.

Don't just think about your career. Act! We can't promise you everything, but we can promise you this: Whenever you join, however long you stay, the exceptional EY experience lasts a lifetime. What are you waiting for?

Find out more at:
www.ch.ey.com/careers
#betterworkingworld



EINSTEIGEN BEI HAYS

HAYS Recruiting experts
worldwide

ERFOLG IST EINSTELLUNGSSACHE

Du hast es in der Hand.

Dein Herz schlägt schneller. Das erste Meeting beim Kunden. Selbstbewusst erklärst Du dem Geschäftsführer und Personalchef, wie wir von Hays helfen können: die passenden Experten finden, neue Projekte flexibel besetzen ... Überzeugt. Wow, drei neue Anfragen! Ein fester Händedruck zum Abschied. Zurück im Büro gemeinsam mit den Recruiting-Kollegen die Ärmel hochkrempeln und Kandidaten auswählen. Der Kunde wartet schon auf Vorschläge. Und abends dann entspannt mit dem Team anstossen.

Könnte das zu Dir passen? Dann bewirb Dich jetzt unter:
hayscareer.net

Besuche uns auch auf: facebook.com/hayscareer.net



ACCOUNTANCY & TAX SERVICES / CONTACT CENTRE / CONSTRUCTION / EDUCATION / HEALTHCARE / INFORMATION TECHNOLOGY / LEGAL / LIFE SCIENCES / MARKETING / OPERATIONS / PHARMACEUTICALS / POLICY & REGULATORY AFFAIRS / PROJECT MANAGEMENT / REAL ESTATE / RETAIL / SAFETY / SUPPLY CHAIN MANAGEMENT / TRAINING / TRANSPORTATION / UTILITIES / FINANCIAL SERVICES / SOCIAL CARE / SALES & MARKETING / ENERGY / OFFICE SUPPORT / RESPONSE MANAGEMENT / HEALTHCARE / OIL & GAS / ARCHITECTURE / ASSESSMENT & DEVELOPMENT / PUBLIC SERVICES / ACCOUNTANCY & FINANCE / EDUCATION / PHARMACEUTICALS / CONSTRUCTION & PROPERTY SERVICES / RESOURCE MANAGEMENT / MANUFACTURING & OPERATIONS / RETAIL / INFORMATION TECHNOLOGY / SALES & MARKETING / SERVICES / BANKING / PUBLIC SERVICES / MARKETING / ENERGY / TELECOMS / HUMAN RESOURCES / CONTACT CENTRES / FINANCIAL SERVICES / SOCIAL CARE / PHARMACEUTICALS / HEALTHCARE / OFFICE SUPPORT / LEGAL / OIL & GAS



Pascal aus Zürich

hayscareer.net